

Tages Woche

Freitag, 18. 9. 2015 5. Jahrgang

www.tageswoche.ch

Nr. 38
Gerbergasse 30
4001 Basel
T 061 561 61 61

5.-



Roche-Turm

Der Bau 1 dominiert die Silhouette von Basel. Die Geschichte eines Machtsymbols.

Seite 6

DIE STADT UNTER DEM TURM

Meine Weiterbildung
Ein gutes Gefühl.



BILDUNGSZENTRUM kvBL
Reinach, Muttenz, Liestal.





Basel erleben mit dem Pro Innerstadt Geschenkbon

Einkaufen, staunen und geniessen

INHALT

!Mediengruppe Bitnik

FOTO: CASPAR URBAN WEBER



«Wir bringen Systeme dazu, in unserem Sinn zu funktionieren.» Carmen Weisskopf und Domagoj Smoljo haben für Basel einen Softwarefehler in Stein gemeißelt.

Seite 32

Rheinhafen

FOTO: NILS FISCH



Der Streit um den Ausbau der Basler Rheinhäfen schlägt Wellen.

Seite 18

Wahlen BL

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI



Die Skandale der Wirtschaftskammer werden für Buser zum Problem.

Seite 20

Flüchtlinge

Basel soll mehr Asyl-suchende aufnehmen, fordern manche. Nützt nichts, sagen andere. Die Debatte.

Seite 16

Fabia Zindel
Bestattungen
Kulturflash
Sie, er, es
Impressum
Kultwerk
Wochenendlich
Zeitmaschine

S. 4
S. 14
S. 39
S. 43
S. 43
S. 44
S. 45
S. 46

ANZEIGE

FENSTERABDICHTUNG

Montage: vor Ort im Montagewagen

- energiesparend (ca. 25%)
- lärmdämmend (ca. 50%)
- umweltschonend
- kostenbewusst

Wir sind spezialisiert...



Reissen Sie Ihre Fenster nicht heraus, wir sanieren sie!

F+T Fensterabdichtung GmbH

Eptingerstr. 48, 4132 Muttenz

Tel. 061 763 04 70

www.fensterabdichtung.ch



Oscar Olano,
Verwaltungs-
ratspräsident

Vielen Dank und alles Gute, Remo Leupin

Mit Remo Leupin verlässt das letzte Leitungsmitglied aus der Gründungszeit die TagesWoche. Als Co-Redaktionsleiter war er ab Frühling 2011 zunächst für die Konzeption der gedruckten TagesWoche sowie für die Lancierung des Online-Auftritts mitverantwortlich. Als Blattmacher prägte er das journalistische Profil unseres Mediums entscheidend mit und half, die TagesWoche als neue publizistische Stimme in der Region Basel zu etablieren.

Ab Mitte 2013 baute die TagesWoche ihr digitales Angebot markant aus. Remo Leupin begleitete diesen Prozess mit Herzblut. Als Mitglied der Chefredaktion verantwortete er die tägliche Online-Berichterstattung sowie die Umsetzung der Themen in der Wochenzeitung. Dabei half ihm die langjährige journalistische Erfahrung, die er unter anderem bei der «SonntagsZeitung» sowie als Chefredaktionsmitglied und Blattmacher bei der Zeitschrift «Beobachter» und bei der «Basler Zeitung» erworben hat.

Im Juni hat Remo Leupin beschlossen, die TagesWoche zu verlassen – ein Entscheid, den wir sehr bedauern, da wir in ihm eine wichtige Stütze der Redaktion verlieren. Ab 1. Oktober wird Remo Leupin beim «Migros-Magazin» in Zürich eine neue Stelle als Produktionschef und stellvertretender Blattmacher antreten. Wir wünschen ihm an seinem künftigen Wirkungsort das Beste. Und wir bedanken uns herzlich bei ihm für seine Unterstützung in den vergangenen Monaten, in welchen er die TagesWoche als Chefredaktor und Geschäftsführer geleitet, das Team auf die künftigen Herausforderungen vorbereitet und den Betrieb in einwandfreier Verfassung übergeben hat.

Mit sofortiger Wirkung zeichnet Andreas Schwald ad interim verantwortlich als Chefredaktor/Geschäftsführer, bis Christian Degen am 1. Januar 2016 als neuer Chef zur TagesWoche stösst.

tageswoche.ch/+gt2w9

×

Fabia Zindel

von Naomi Gregoris

Die Churer Textildesignerin hat den Basler Kulturpreis gewonnen: Auf Besuch bei der frischgebackenen Preisträgerin in ihrem Atelier.

Entscheidung, ich kann jetzt nicht reden, ich bin grad am Drucken. Ich rufe Sie später an.» Als der Gewinnerin des Basler Kulturpreises die frohe Nachricht überbracht wurde, hatte sie gerade keine Zeit: Fabia Zindel stand in ihrer gestreiften Arbeitslatzhose in der Druckerei und druckte Foulards für die kommende Saison. Eine Stunde nach dem Telefonat rief sie zurück – und konnte es nicht fassen: «Ich dachte nur: Das kann nicht sein. Wieso ich?»

Die Antwort darauf ist simpel: Diese Frau macht ihre Sache einfach gut. Am Nachmittag nach der Bekanntmachung steht Fabia Zindel in ihrem Atelier an der Bachletenstrasse und schenkt Wasser mit frischer Minze und Zitrone ein. Sie ist entspannt – obwohl sie momentan von Glückwünschen geradezu überhäuft wird.

Glückwünsche, die sie zu Recht erhält: Zindel und ihr Label Matrix sind eine Basler Design-Institution. Vor 20 Jahren bezog die damals 27-jährige Churerin – damals noch mit einer Kollegin – frisch von der Textilfachklasse das geräumige Atelier und fing an, Auftragsarbeiten für Firmen und Privatpersonen auszuführen.

Zindels erster Auftrag waren Foulards für drei Kardiologen – mit deren Herztönen als Muster.

Ihr erster Auftrag war eine Herzengelageheit im wahrsten Sinne des Wortes: Drei Kardiologen wollten ihren Gattinnen Foulards schenken und suchten nach einem Motiv. Zindel setzte sich mit ihnen zusammen und schlug vor, ihre Herztöne als Muster auf die Foulards zu drucken. Die drei Chirurgen nahmen sich also gegenseitig die Herzfrequenzen ab und Zindel verwandelte sie in Foulard-Motive.

Die Anekdote zeigt, wie leidenschaftlich Zindel ihre Arbeit ausführt: Ihr Design schliesst vieles ein und wenig aus – es ist stets nah am Menschen, erzählt Geschichten, die über blosses Ästhetik hinausgehen. Zindel fertigt jedes einzelne Foulard selbst an – pro Kollektion (Sommer und Winter) 800 bis 1000 Stücke, in jeweils zwei Monaten.



Design mit Tiefgang: Die aktuelle Kollektion der Kulturpreisgewinnerin Fabia Zindel führt mit Jules Verne unter die Erde.

FOTO: NILS FISCH

Jede Kollektion hat ein Thema, momentan ist gerade Jules Vernes «Die Reise zum Mittelpunkt der Erde» Programm. Die Idee dazu kam der Designerin im Februar in den Ferien auf dem Stromboli-Vulkan. Zindel lacht und erzählt von der wunderbaren Inspiration, die diese Geschichte liefere, von Pilzwäldern, merkwürdigen Gesteinsformen und Obsidianen. Wenn ein Thema sie packt, dann richtig: Nach dem Italien-Urlaub holte sie sich Bücher aus der Bibliothek, schaute sich Bilder und geologische Publikationen an, machte ein Moodboard und fing dann sofort an zu entwerfen.

Entstanden sind Foulards mit gewohnt schlichtem Design, sie tragen Namen wie «Sneffels» (wie der Vulkan, wo «Die Reise zum Mittelpunkt» ihren Anfang nimmt), «Prisma» oder «Obsidian». «Die Namensgebung ist immer besonders schön, so kann man sich an etwas festhalten, sich erinnern.» Und woran erinnert sie sich,

wenn sie – wie gerade jetzt – das «Sneffels»-Foulard vor sich hat? «An das Höhlenlabyrinth, die ganzen Gänge unter der Erde in Vernes Geschichte.»

Die richtigen Fragen stellen

Fabia Zindel ist die erste Designerin, die den Basler Kulturpreis entgegennimmt. Bis jetzt wurde er ausschliesslich an Menschen aus der Kulturszene, aber nicht aus der Kreativwirtschaft vergeben. «Ich finde das eine tolle Haltung, die hier gezeigt wird. Wir – und damit spreche ich für alle meine Kollegen aus dieser Branche – sind Teil vom kulturellen Basel, wir sind nicht nur Dienstleister oder Handwerker.»

Diese Art von Berufsdefinition ist Zindel wichtig. Sie denkt nicht in Abgrenzungen. Kunst, Design, Handwerk – das alles hängt für die Designerin zusammen. «Wichtig ist, dass man nachdenkt über das, was man macht. Dass man nicht nur schöne Sachen

macht oder Menschen Lösungen für funktionale Probleme bietet, sondern dass man die richtigen Fragen stellt, dass man sich auseinandersetzt.»

Design mit Tiefgang – wären die wunderschönen Kreationen Zindels mit einer Floskel zusammenzufassen, dann wäre es diese. Als die Designerin uns später noch in ihre sauber aufgeräumte Druckerei («Die Journalisten sagen immer: Das hier sieht doch nicht wie ein Künstleratelier aus!») direkt unter dem Atelier führt, holt sie die aktuellen Siebe von der Wand und führt den Druckprozess vor.

Das Handwerk hat bei ihr einen ebenso hohen Stellenwert wie die Inspiration und die Auseinandersetzung. Hier kommen hohe Kunst und bodenständiger Alltag zusammen. Eine Kombination, die sich sehen lässt, und ein Kulturpreis, der wohlverdient ist.

tageswoche.ch/+ryo3e

×

Unübersehbar ist er schon lange, jetzt wird der Roche-Turm eingeweiht. Der 178-Meter-Bau gerät zunehmend in die Kritik. Doch eine echte Diskussion war von Anfang an unerwünscht.

ALS OB ES DIE STADT RUNDHERUM NICHT GÄBE

von Samuel Schläefli (Text) und Gaspard Weissheimer (Fotos)

Am Freitag, dem 18. September, knallen die Korken. Roche eröffnet offiziell den Bau 1, wie das mit 178 Metern höchste Gebäude der Schweiz heisst. Die Feier wird zum Stelldichein von Wirtschaft und Politik. Und alle werden glücklich sein. Roche hat 550 Millionen Franken in Basel investiert, ihren Campus um 1800 Arbeitsplätze erweitert und sich auf lange Zeit hinaus über die Kantons- und Landesgrenzen hinweg im Ortsbild verewigt.

Politiker werden sich damit brüsten, für die Prosperität der gesamten Region gesorgt zu haben, indem sie einen der zwei grossen Steuerzahler der Stadt bei Laune

halten. Sie werden sich freuen darüber, dass sich die Stadt auch weiterhin tolle Museen leisten kann, dass Basel den besten Fussballklub der Schweiz hat, dass man über ein einigermaßen ausgeglichenes Kantonsbudget verfügt und den Expatriates, welche die personelle Basis für Novartis' und Roches Wachstum bilden, weiterhin entgegenkommend Steuererleichterungen gewähren kann.

Auch die Architekten von Herzog & de Meuron werden anstossen: auf ihr höchstes und teuerstes Projekt in ihrer Heimatstadt, mit dem sich das Büro ein Honorar von schätzungsweise 30 Millionen Franken gesichert hat.

Und was hat die Bevölkerung von all dem? Sie wird mit dem städtebaulich krassesten Eingriff leben müssen, den je eine Schweizer Metropole erlebt hat. Einem städtebaulichen Eingriff, der die Baslerinnen und Basler von frühmorgens, beim Verlassen des Hauses, bis spät am Abend, wenn die Rolläden heruntergezogen werden, verfolgt.

Die Stadt ist eine andere geworden seit dem Bau des Roche-Turms; ihre Grössenverhältnisse sind in Schiefelage geraten. Das 178 Meter hohe Gebäude ist fast doppelt so hoch wie der Messeturm, der bislang höchste Bau Basels. Es dominiert die Stadt wie niemals ein Gebäude zuvor.





Egal von wo man auf die Stadt schaut, der Turm bestimmt das Blickfeld – hier vom Wenkenpark aus gesehen.

Ein übergrosses Sägeblatt, ein Stapel aufgetürmter Paletten, ein abgebrochener Zahn, eine unvollendete Pyramide: Die Metaphern, die in der Stadt über den Bau 1 kursieren, sind oft wenig schmeichelhaft. Man macht Witze, dass man eine Karte derjenigen raren Orte erstellen sollte, wo sich der Turm einem nicht ins Blickfeld drängt. Und eine Kollegin meinte kürzlich, ob es denn noch keine App gebe, mit welcher man den Turm zumindest auf dem Bildschirm wegrechnen könne, für einen freien Blick auf den Basler Himmel.

Selbstwer sich nicht für Architektur und Städtebau interessiert: Der Turm zwingt einen, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Aber nicht nur Laien, auch Experten kritisieren, dass dem Turm jeglicher Bezug zur Umgebung fehle. Dass er ein Solitär sei, ohne dahinterstehende Idee oder Vision. Dass mit ihm ein Bruch in der Baugeschichte einer Stadt entstehe, deren Bild bis heute von Bauten aus dem 14. und 15. Jahrhundert geprägt ist.

«Präjudiz für Schweizer Baukultur»

«Die gewalttätigste und respektloseste Architektur, die bis jetzt in der Schweiz gebaut wurde», kritisierte etwa der ehemalige Basler Kantonsbaumeister und Städteplaner Carl Fingerhuth den Roche-Turm in einem vielbeachteten NZZ-Kommentar bereits im Januar 2013. Und er ist überzeugt davon, dass der Bau weit über Basel hinaus Bedeutung hat: «Er ist ein Präjudiz für die gesamte Schweizer Baukultur.»

Bei der Roche wird der Turm erwartungsgemäss anders beurteilt. Für Roche-

Standortarchitekt Jürg Erb wirkt der Turm auch heute noch einladend und tritt nicht in Konkurrenz zur nahegelegenen Altstadt am Kleinbasler Rheinufer. Er ist überzeugt, dass die Zustimmung zum Bau 1 nach anfänglicher Skepsis weiter zunehmen wird, sobald er genutzt wird. Für die abschliessende Beurteilung müsse man auch die Fernwirkung, die Nahwirkung aus Sicht des Fussgängers sowie die «Wirkung der Architektur aus dem Inneren des Gebäudes» in Betracht ziehen.

«Der Turm passt zu Basel und ist Ausdruck eines gesunden Selbstbewusstseins.»

Hans-Peter Wessels, Vorsteher Bau- und Verkehrsdepartement

«Warten Sie nur ab, Bau 1 wird richtig gut werden», sagt Erb. Die «Innenwirkung» werden die meisten Basler allerdings nie erleben. Zwar wird es nächstes Jahr einen Tag der offenen Tür geben, sonst wird der Turm aber – inklusive Restaurant im obersten Geschoss – alleine den Roche-Mitarbeitern zugänglich sein.

Wie aber beurteilen jene Experten das Resultat, welche 2010 die Baueingabe für den Turm prüften? Fritz Schuhmacher, der damalige Kantonsbaumeister, der seinen Posten zu Beginn dieses Jahres abgab, mag nicht mehr über den Bau reden. Alles sei

gesagt worden, er habe damit abgeschlossen, sagt er heute.

Ein knappes Urteil zur heutigen Wirkung des Roche-Projekts lässt er sich trotzdem entlocken: Ja, der Bau stelle in seiner heutigen Form ein Stück weit ein Problem für die Stadt dar. Der Spielraum für eine städtebauliche Diskussion sei jedoch von Beginn weg sehr klein gewesen, weil die politische Unterstützung dermassen ausgeprägt gewesen sei.

Wessels Doppelrolle

Auch Hanspeter Müller, ehemaliger Geschäftsführer der Stadtbildkommission (SBK), hat auf Anfrage keine Lust mehr, seine Erinnerungen an das Genehmigungsverfahren aufzuwärmen. Es sei grad sehr viel los in seinem Architekturbüro. Trotzdem nimmt er sich 15 Minuten. Er sagt unumwunden, dass er den Turm in seiner heutigen Form nur aus wenigen Perspektiven städtebaulich überzeugend findet. Hätte seine Kommission den Bau nicht mit ihrem Veto verhindern können?

«Doch, theoretisch schon.» Weshalb lief sie bei einem dermassen brachialen Eingriff in die Stadtsilhouette also nicht Sturm? «Im achtköpfigen Gremium hat es halt unterschiedliche Meinungen gegeben.» Müller ist es wichtig klarzustellen, dass nicht er, sondern Hans-Peter Wessels, Vorsteher des Bau- und Verkehrsdepartements und SP-Regierungsrat, damals Präsident der SBK gewesen sei. Derjenige Wessels, der sich im Grosse Rat von Beginn weg für den Roche-Turm stark machte und sich 2011 dafür einsetzte, dass die bislang

absoluten Entscheide der SBK vom Bauinspektorat nur noch «angemessen berücksichtigt» hätten werden sollen.

Aus Müllers spärlichen Worten zum damaligen Verfahren spricht eine Spur Verbitterung. Es ist, als könnte man die angespannte Stimmung in der SBK förmlich spüren. Zu einer wirklichen Auseinandersetzung sei es jedoch nie gekommen, so Müller. Der Kommissionspräsident sei bei den Sitzungen nämlich nur selten anwesend gewesen.

Wichtige Fragen, keine Antworten

Wessels bestätigt dies auf Anfrage. Die Gestaltung müsse durch Fachleute beurteilt werden, sagt er, und dürfe nicht vom persönlichen Geschmack des Vorstehers des Bau- und Verkehrsdepartements abhängen. Wieso war dieser Vorsteher dann aber zugleich Präsident der SBK? Tatsächlich sei dies unsinnig, sagt Wessels heute. Deshalb wurde diese Doppelrolle vor zwei Jahren aufgehoben. Im Gegensatz zu Schuhmacher und Müller steht Wessels auch heute noch voll und ganz hinter dem Roche-Projekt: «Der Turm passt zu Basel und ist Ausdruck eines gesunden Selbstbewusstseins.»

Es scheint, als könnten Wessels Begeisterung für den fertig gestellten Monumentalbau neben vielen Bürgern auch diejenigen Teile der Verwaltung nicht folgen, die sich eingehend mit Turm auseinandergesetzt hatten. Man fragt sich: Wie war es möglich, dass Roches Pläne für den Bau I, die weder den Geschäftsführer der Stadtbildkommission noch den Kantonsbaumeister überzeugten, in seiner heutigen Form bewilligt wurden?

Wir suchen Antworten im Bericht der Bau- und Raumplanungskommission zuhanden des Grossen Rats, mit dem 2010 die Bewilligung des Bauungsplans von Roche und die Ablehnung von Einsprachen beantragt wurde. In der Einleitung schrieb die Kommission: «Wer in Basel wohnt oder arbeitet, wird diesen Turm zwangsläufig fast jeden Tag sehen.» Deshalb müsse unbedingt die Frage danach gestellt werden, «(...) was dieses Bauvorhaben für die Entwicklung des Stadtbilds bedeutet und was mit einer Zustimmung zu diesem Vorhaben über die künftige Entwicklung des Stadtbilds ausgesagt werden soll».

Die Kapitulation der Baukommission

Doch dabei blieb es. Eine kritische Auseinandersetzung mit dieser Frage, die eigentlich die gesamte raumplanerische Beurteilung anleiten sollte, findet im Bericht nicht statt; mögliche Antworten darauf sucht man vergeblich. Dafür wird bereits im folgenden Abschnitt die «wirtschaftliche Bedeutung» von Roche für Basel herausgestrichen, die «nicht näher erläutert werden (muss)».

Viel ist im Folgenden auch von «Stadt-bildverträglichkeit», von «Architektursprache auf höchstem Niveau» und Roches «langjähriger Verbundenheit» mit Basel zu lesen. Der Vorstoss des Pharma-

konzerns wird von manchen gar als Schmeichelei an die eigene Adresse ausgelegt: «Das Interesse des Weltkonzerns an der Stadt Basel darf als Erfolg einer Politik verbucht werden, die der Standortpflege hohe Bedeutung zumisst.»

Kommissionspräsident und Hauptverfasser des Berichts war Andreas Albrecht, ehemaliger Präsident der Basler Kantonalbank, LDP-Politiker und Partner der Anwaltskanzlei Vischer, in der laut «Baselandschaftlicher Zeitung» «das Basler Epizentrum von Einfluss und Macht» liegt. Laut der Kanzlei-Website beschäftigt sich Albrecht «mit allen rechtlichen Fragen grösserer Bauprojekte». Roche dürfte sich gefreut haben, dass ihr Geschäft in den Händen eines wirtschaftsliberalen Bau-Advokaten lag.

Die Kommission kam zum Schluss: «Der Standort für das geplante Hochhaus erweist sich als geeignet – auch wenn, was zuzugeben ist, ohnehin kaum Alternativen zur Verfügung stehen.» Das tönt nicht nach einem kritischen Urteil, sondern nach Kapitulation.

«Das Hochhaus ist nicht aus funktionaler Dringlichkeit hergeleitet, sondern aus dem Willen zur Machtdemonstration.»

Carl Fingerhuth,
ehemaliger Kantonsbaumeister

Hätte es denn wirklich keine Alternative zum jetzigen Turm gegeben, so wie es von der Politik hartnäckig dargestellt wird? «Roche wäre wahrscheinlich ohne den Turm ausgekommen», sagt der eingangs zitierte, international gefragte Städteplaner Carl Fingerhuth. «Das Hochhaus ist nicht aus funktionaler Dringlichkeit hergeleitet, sondern aus dem Willen zur Machtdemonstration.»

Auch Alternativszenarien zum Baustandort wurden in der Öffentlichkeit nie diskutiert. Für Politiker sind solche Debatten Horrorszenerien. Denn es gilt: Je mehr Roche im eigenen Kanton, desto besser für die Wirtschaft, desto besser für den Kantonshaushalt, desto besser für die eigene Karriere. Selbst wenn man von den Basler Hochhausplänen nicht abweichen wollte, hätte man sich allerdings durchaus fragen können: Wieso nicht auf dem Roche-Areal in Kaiseraugst, das ebenfalls als Standort für den Turm geprüft wurde? Ein Industrieareal, mit bereits über 5000 Roche-Mitarbeitern, wo ein Hochhaus städtebaulich viel weniger ins Gewicht gefallen wäre als in Basel.

Auch Hubertus Adam, Architekturkritiker und Leiter des SAM Schweizerisches Architekturmuseum in Basel, ist von der Alternativenlosigkeit des Baus I bis heute nicht überzeugt. Er bemängelt vor allem

die Geheimniskrämerei während des Planungsprozesses. «Gerne hätte ich auch Alternativvarianten zum jetzigen Bau gesehen.» Nach Angaben von Roche wurden nämlich ursprünglich 80 verschiedene Möglichkeiten erarbeitet, wie das Volumen für die 1800 zusätzlichen Arbeitsplätze anschauen könnte. Drei wurden der Regierung vorgelegt. Eine, der nun gebaute Palettenstapel, wurde der Öffentlichkeit präsentiert. Die ursprünglichen Planungen sind auch auf Anfrage nach wie vor nicht einsehbar.

Warum gab es keinen Wettbewerb?

Adam ist zwar bewusst, dass Roche als privater Bauherr auf eigenem Grundstück nicht dazu verpflichtet ist, seine Planungen dem Volk vorzulegen. Trotzdem findet er: «Dieser Turm betrifft am Ende jeden Bürger der Stadt. Ich hätte mir deshalb etwas mehr Transparenz erwünscht. Die Leute sind es nämlich leid, von solchen Megaprojekten überrannt zu werden.»

Fraglich ist auch, weshalb Roche keinen Wettbewerb für die Campus-Erweiterung ausgeschrieben hat, denn das Basler Hochhauskonzept verlangt «in der Regel» ein Wettbewerbsverfahren. Wieso beim höchsten Bau der Schweiz nicht? Der Auftrag ging direkt an Herzog & de Meuron, die in den letzten Jahren zu den inoffiziellen Hausarchitekten von Roche avanciert sind.

Der Grosse Rat diskutierte den zitierten Bericht der Bau- und Raumplanungskommission am 20. Oktober 2010. Die meisten Regierungs- und Grossräte übernahmen für ihre Voten weitgehend dessen Wortlaut. Hans-Peter Wessels, Vorsteher des Bau- und Verkehrsdepartements, sprach als einer der Ersten: «Wenn Unternehmen so grosse Investitionen tätigen, so ist das etwas sehr Erfreuliches. In diesem Sinne befinden wir uns in einer sehr vorteilhaften und beneidenswerten Situation.» Laut Wessels bestach der Entwurf von Herzog & de Meuron durch «Schlichtheit und Zurückhaltung» und dadurch, dass er sich «mit seiner Eleganz in das bestehende städtebauliche Erscheinungsbild einfügt».

Ästhetik ist halt subjektiv

Die Sitzung war ein Heimspiel für Wessels, Roche und Herzog & de Meuron. Die Fraktionen von SVP, EVP/DSP, LDP, CVP und SP argumentierten weitgehend identisch: Aus wirtschaftlicher Sicht sei Roches Standortbekenntnis hoch erfreulich und der Entwurf der Stararchitekten sei überzeugend – auch wenn viele betonten, das bedeute kein grundsätzliches Einverständnis ihrer Partei mit dem Hochhausbau. Schliesslich hatten sich viele Politiker bei anderen Hochhausplänen in Basel sehr viel kritischer geäussert.

Patricia von Falkenstein von der LDP nutzte ihre Redezeit gleich für ein Loblied auf Roche: «Wir sind dankbar für die Investition in unseren Wirtschaftsstandort und die dadurch entstehenden Arbeitsplätze. Wir sind dankbar für diese Bereicherung unseres Stadtbildes.» Bedeutend sei der



Auch die Deutschen Nachbarn sehen Bau 1, wenn sie nach Basel blicken, wie hier von Oetlingen aus.

Beitrag von Roche zur «Neumöblierung unserer Stadt».

Selbst die SP stimmte aus «ökonomischen und funktionalen» Überlegungen dem Projekt zu. Ästhetische Überlegungen müssten hingegen «als subjektiv qualifiziert werden», so Grossrat Tobit Schäfer. Spinnt man diesen Gedanken weiter, so bedeutet dies nichts anderes, als dass sich Fragen der Gestaltung des Stadtraums und des Stadtbildes erübrigen, weil sie «subjektiv» sind. Dies zugunsten von ökonomischen Dringlichkeiten.

Das Damoklesschwert eines Wegzugs des Konzerns hat die Diskussion von Anfang an überschattet.

Der Einzige, der an diesem 20. Oktober 2010 Kritik am Roche-Turm äusserte und die Rückweisung an den Regierungsrat beantragte, war Thomas Grossenbacher, Grossrat der Grünen. Er forderte: «Gerade im Wissen, dass die Bevölkerung zu den privatwirtschaftlichen Plänen der Roche gar nichts zu sagen hat, muss dieses Vorhaben breit und kontrovers diskutiert werden.» Zwar begrüsse seine Partei die Entwicklung in die Höhe aus ökologischen Gründen. Doch zugleich müsse ein Gebäude die Umgebung berücksichtigen und sich den gegebenen Dimensionen anpassen. Als Einziger relativierte Grossenbacher auch das Mantra von Roches unendli-

cher Güte: Als Konzern, welcher «der Stadt viel gibt, aber mindestens so viel von ihr erhält», müsse Roche auch Verantwortung übernehmen.

Thomas Grossenbacher teilt den Eindruck, der sich heute angesichts des Sitzungsprotokolls aufdrängt: Eine fundierte städtebauliche Diskussion zum höchsten Gebäude der Schweiz, das mitten in einer mittelalterlich geprägten Stadt gebaut wurde, hat im Grossen Rat nie stattgefunden. Weshalb nicht?

«Die Dringlichkeit war zu gross», sagt Grossenbacher heute. Roche habe der Regierung damals sehr klar kommuniziert, dass das Unternehmen einen ambitionierten Zeitplan verfolge. «Wir standen vor dem Eindruck: Vogel friss oder stirb – entweder dieser Bau oder gar nichts.» Das Damoklesschwert eines potenziellen Wegzugs des Konzerns hat die politische Diskussion von Beginn weg überschattet.

Dies erklärt wohl auch, weshalb in Basel eine breite öffentliche Diskussion zum Bau 1 weder stattgefunden hat noch erwünscht war. Davon ist auch Hubertus Adam überzeugt. Adam hatte versucht im Rahmen der Ausstellung «Textbau», welche die Rolle der Architekturkritik thematisierte, eine Debatte im Schweizerischen Architekturmuseum zu lancieren. Er lud für ein Podium zum Roche-Turm Urbanisten, Architekten, Politiker, Architekturkritiker und Vertreter von Roche sowie von Herzog & de Meuron ein. Alle kamen, ausser die letzten beiden, die Hauptakteure.

«Ich wollte kein Roche-Bashing betreiben, sondern eine fundierte Diskussion mit allen Beteiligten führen», sagt Adam heute. Jürg Erb, Standortarchitekt bei Roche, erin-

tert sich auf Anfrage, dass es sich bei der Abwesenheit seiner Firma um eine Terminkollision gehandelt habe. Jürg Erismann, Standortleiter für Basel, habe die Einladung aus terminlichen Gründen nicht annehmen können.

Eigenartig war dagegen, dass Jürg Erb laut eigenen Angaben selbst im Publikum sass. Weshalb nicht auf dem Podium? «Ich weiss nicht, ob die Veranstalter mich dort gewollt hätten, ich selber habe keine Einladung erhalten.»

Es geht um Macht – und Aufträge

Interesse am Thema war vorhanden: 200 Teilnehmer folgten der Einladung. Die Beiträge aus dem Publikum seien eher kritisch gegenüber dem Turm ausgefallen, erinnert sich Adam.

Er war nicht der Einzige, der versuchte, eine öffentliche Auseinandersetzung mit dem Turm anzuregen: Carl Fingerhuth rief beim Bund Schweizer Architekten (BSA) und beim Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein (SIA) an und schlug vor, den Bau in den Verbänden zu thematisieren. Der SIA zeigte kein Interesse. Und auch beim BSA, der sich die «nachhaltige Förderung der Baukultur und den verantwortungsvollen Umgang mit der Resource Raum» zum Ziel gesetzt hat, biss er auf Granit. Man müsse Rücksicht auf die eigenen Mitglieder nehmen, denn einige bauten auch für Roche. Dazu muss man wissen: Herzog & de Meuron gehörten zu den wichtigsten BSA-Mitgliedern.

Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Turm habe nie stattgefunden, erinnert sich ein BSA-Mitglied, das ungenannt bleiben möchte. Herzog & de Meuron haben



ihr Projekt zwar an einer Sitzung den Mitgliedern vorgestellt. Doch kritische Fragen blieben aus. Vielmehr hätten einige Kollegen die Gelegenheit genutzt, um die Schöpfer des Baus 1 für ihren Entwurf zu belobigen und ihre Loyalität zu bekunden. Er erklärt die Abwesenheit von kritischen Stimmen wie folgt: «Es geht um Macht, um potenzielle Aufträge, um Karrieren und darum, ob man in Zukunft an Wettbewerbe eingeladen wird.»

Gerne hätte man von Herzog & de Meuron erfahren, weshalb das Büro damals dem Podium fernblieb und inwiefern es an einer kritischen Debatte zu ihrem Mega-Projekt interessiert war. Doch die Medienstelle blockt ab. Man gebe keine Auskünfte mehr zum Bau 1, bis dieser offiziell eröffnet sei, heisst es.

Banales Abbild des Raumprogramms

Schade, denn gerne hätte man auch über Form und Wirkung ihres Entwurfs gesprochen. Denn nicht nur Laien, sondern auch Architekturkritiker tun sich schwer damit. Zu einer unverkennbaren Identität der Stadt hätte das Hochhaus laut seinen Machern beitragen sollen. Abhängig von den Lichtreflexionen auf der Fassade würden die Balustraden und Fenster «zu einem leichten Volumen verschmelzen, das sich in Richtung Himmel auflöst», hiess es im Beschrieb von Herzog & de Meuron. Als Referenz wurde die horizontale Schichtung der Salvisberg-Fassaden aus den 1930er-Jahren bemüht.

«Wir wurden von Roche und den Architekten enttäuscht», sagt Grossrat Grossenbacher heute dazu. «Die Beschreibungen und Visualisierungen haben wesentlich

mehr versprochen, als das, was der Bau 1 heute einlösen kann.» Auch deshalb habe sich der Grosse Rat damals viel zu rasch vom neuen Projekt überzeugen lassen. Wer sich die Visualisierungen von damals anschaut, ist tatsächlich überrascht von der Leichtigkeit und vom modernen Glanz, den der Turm trotz seiner Unförmigkeit und seines enormen Volumens ausstrahlt.

Auch Hubertus Adam, selbst langjähriger Redaktor beim Architekturmagazin «archithese», kann den Versprechen und Referenzen nicht folgen. Er sieht im Turm ein relativ banales Abbild des von Roche geforderten Raumprogramms. «Es handelt sich um Zweckarchitektur; eine Stapelung von Geschossflächen, die mit einer Rasterfassade verhüllt wird. Das ist weder innovativ noch neu.»

Dem Turm fehle der architektonische Ausdruck, kritisiert Adam. Dies im Gegensatz zum ersten, 2006 präsentierten Entwurf von Herzog & de Meuron: eine 154 Meter hohe Spirale, die sich tänzerisch in den Himmel schraubt. Elegant und spektakulär. Ein Bau, wie man ihn vom berühmtesten Architekturbüro Basels erwartet, der zum Träumen einladet und über die profanen räumlichen Ansprüche des grössten Grippemittel-Herstellers der Welt (Tami-flu) mit 88 000 Mitarbeitern hinausreichte. Viele Basler erkannten darin die Struktur einer DNA-Doppelhelix. Der Bezug zur Pharma und zur Stadt war gegeben.

Egal, wen man fragt, ob Schuhmacher, Fingerhuth, Grossenbacher oder Adam – alle finden den damaligen Entwurf wesentlich besser, als den nun realisierten Bau. Viele denken mit Wehmut daran, was hätte werden können. Doch Roche zog die Pläne

für den «Doppelhelix»-Bau 2008 zurück: zu teuer, nicht den funktionalen Anforderungen entsprechend, ein 500-Sitzplatz-Auditorium, das nicht ins Volumen passe, Eiszapfen an der überkragenden Fassade, die zu Todespfeilen für die Passanten hätten werden können – die genannten Gründe waren mannigfaltig und teilweise schwer nachvollziehbar.

Niemand hat mehr für die Architektur in Basel getan als Herzog & de Meuron. Umso mehr fragt sich, wie sich der «Zweckbau» in ihr Werk einordnet.

Derweil formulierte Franz Humer, zeitweise zugleich CEO und Verwaltungsratspräsident von Roche, seine Bedenken über einen zu gewagten, zu pompösen und zu hochmütigen Auftritt von Roche. Schliesslich stand Roche in Basel bisher für architektonische Zurückhaltung, Eleganz und Qualität. Die Bauten von Otto Salvisberg und diejenigen seines Nachfolgers Roland Rohn füllen ganze Architekturkataloge.

Das neue «Wahrzeichen» Basels wirft nicht nur die Frage nach der Repräsentation von Roche in Basel auf, es lässt auch Zweifel aufkommen, ob es wirklich so ein Glücksfall ist, dass Herzog & de Meuron grosse Teile der Stadt bauen.

Till Briegleb, Architekturkritiker des Kunstmagazins «art», hat dem Turm eine

seiner «Abriss»-Kolumnen gewidmet. Für ihn ist der Entwurf «nur durch den typischen Masochismus einer Moderne zu erklären, die stur stumpf baut, aber selbst edel wohnt». Er zeigt sich überzeugt, dass das «Büromassiv einen langen dunklen Schatten auf das Werk von zwei Architekten (wirft), die eigentlich grösste Verdienste für die Entwicklung einer abwechslungsreichen skulpturalen Architektur erworben haben».

Kritik zu Hause wirkt provinziell

Tatsächlich beschenkt das Architekturbüro die Stadt immer wieder mit sensiblen und atmosphärischen Entwürfen, zuletzt mit dem Naturbad in Riehen oder einem filigranen, luftigen Büroneubau auf dem Novartis-Campus. Unter Basler Architekten ist man sich einig: Niemand hat so viel für den Architekturstandort Basel gemacht wie die beiden Übeväter.

Umso mehr stellt sich die Frage, wie sich der ungeliebte «Zweckbau» in das lange und faszinierende Werk der Architekten einordnet? Inwiefern ist ein global tätiges Büro mit 450 Angestellten auch darauf angewiesen, für Grosskonzerne wie Roche Millionenaufträge bauen zu können? Und was macht das mit der künstlerischen Haltung, die Jacques Herzog und Pierre de Meuron in Interviews gerne für sich behaupten? Man hätte sie gerne gefragt.

Lange wurde Kritik an Herzog & de Meuron in Basel nur hinter vorgehaltener Hand geäussert. Das ist nicht weiter erstaunlich: Die beiden Architekten werden in der ganzen Welt gefeiert. Kritik zu Hause wirkt dadurch oft etwas provinziell. Zudem: Niemand will es sich mit den Übevatern auf dem eigenen Terrain verscherzen. Zumal viele Gründer von Basler Architekturbüros einst selbst bei Herzog & de Meuron ihr Handwerk erlernten.

Trotzdem mehrte sich die Kritik in letzter Zeit. Zum Beispiel, als sie mit der Neugestaltung des Messeplatzes vor vier Jahren die Achse Badischer Bahnhof-Mittlere Brücke durch eine Überdachung kappten. Im Auftrag der Messe Schweiz AG und mitfinanziert vom Kanton. Für viele, darunter auch Regula Lüscher, die baselstämmige Berliner Senatsbaudirektorin, war damit in Basels Stadtplanung erstmals eine Grenze überschritten worden.

Brutale Ehrlichkeit

Doch Herzog & de Meuron sind mittlerweile nicht nur eine globale Marke, sondern besonders in Basel auch zu einem politischen Faktor geworden. Ein aktuelles Beispiel: Herzog & de Meuron bauen bald das Casino am Barfüsserplatz um. Dies, nachdem der sehr expressionistische Entwurf der irakischen Architektin Zaha Hadid in einem Referendum verworfen worden war. Wer immer mit den Stars auf dem Platz baut, erntet bei Politikern – und oft auch bei den Bürgerinnen und Bürgern – Begeisterung und Zuspruch.

Gelegentlich betreibt Jacques Herzog öffentlich Politik. So beim Wettbewerb für

den Neubau des Basler Kantonsspitals. Herzog & de Meurons Beitrag landete auf dem zweiten Platz. Herzog wandte sich an die Medien und sprach sich gegen das Siegerprojekt von giuliani.hönger ag aus Zürich aus. Sein Hauptargument: Der geplante 60 Meter hohe Turm sei eine «unglaubliche Massstabsverletzung» und ein städtebaulicher Fehler. Sein Appell wurde sogleich von der Politik aufgenommen und mündete in der Forderung, die Wettbewerbsbeiträge nochmals zu prüfen.

«Sie sprechen mit vielen Zungen», sagt Carl Fingerhuth über die Architekten von Herzog & de Meuron. Er hatte als Kantonsbaumeister mehrmals mit dem Büro zusammengearbeitet und nennt Jacques Herzog auch heute noch «einen alten Freund». Einige der damals realisierten Bauten findet er bis heute grossartig, etwa das Wohn- und Geschäftshaus an der Schützenmattstrasse 11, das eine einstige Baulücke füllt. «Aber der Roche-Turm zeigt eine radikal andere Haltung als damals. Er verhält sich so, als ob es die Stadt darum nicht gäbe.»

Der Bau 1 schafft Fakten, die eine Diskussion über die Verträglichkeit von Konzernwachstum und Platzverhältnissen in Basel obsolet machen.

Einer, der das alles etwas anders sieht, ist der Stadtsoziologe Philippe Cabane. «Als die Endhöhe des Turms erreicht war, dachte ich plötzlich: Alle anderen Bauten in Basel sind etwas zu klein geraten.» Cabane gefällt die Radikalität und Funktionalität; der Roche-Turm sei ein Zweckbau und verhülle dies auch nicht. «Er zeigt die realen Machtverhältnisse in Basel – das hat eine brutale Ehrlichkeit.»

Zudem sei ihm ein solcher Solitär viel lieber, als die Privatisierung von ganzen Strassen wie im Fall der Hünningerstrasse, die vom Novartis-Campus geschluckt wurde. Man müsse sich nichts vormachen, der Roche-Turm sei ein Produkt informeller Stadtplanung. «Wir denken bei informeller Planung meist an die Wagenburg im Rheinhafen, geduldete Hausbesetzungen oder Slums in Entwicklungsländern. Aber das Roche-Projekt entstand ähnlich informell: Da wurden auf oberster Regierungsebene beide Augen zugeedrückt.»

Cabane sieht darin aber nicht grundsätzlich ein Problem, denn erst in diesen Spannungsfeldern entstünden Spielräume für interessante Entwicklungen in der Stadt. Er hat dies selbst bei der Zwischenutzung des ehemaligen Güterbahnhofs der Deutschen Bahn (nt/Areal/Erlenmatt) erlebt. Einerseits hat die Stadt ihre gesetzlich möglichen Ermessensspielräume ausgenutzt; andererseits bewirtschaftete sein

Verein die Flächen so, dass informelle Aktivitäten Dritter möglich wurden.

Sicher hat Cabane Recht: Erst durch einen gewissen Grad an Chaos entsteht Urbanität, und unkontrollierte Räume sind das Salz in durchregulierten Städten. Und doch ist die öffentliche Betroffenheit eine andere, ob man eine alte Bahnkantine neu bespielt oder einen 178 Meter hohen Turm in die Stadtsilhouette hineinbaut. Auch Cabanes Kritik am «gsmäcklerischen» Diskurs ist teilweise nachvollziehbar. Aus einer kosmopolitischen Perspektive und im Hinblick auf die Herausforderungen in Megastädten wie Manila oder Lagos wirkt es provinziell, wenn sich Stadtbewohner und Journalisten über das erste wirklich hohe Haus der Stadt empören.

Urbanität entsteht aus Chaos

Mehr architektonische Zurückhaltung beim Roche-Turm wünschte sich dagegen Rahel Marti, Chefredaktorin der Schweizer Architekturzeitschrift «Hochparterre» in einem Interview mit der «Schweiz am Sonntag»: «Bildet sich die Realität des globalen Marktes so direkt ab, setzt eine Stadt ihre Identität aufs Spiel.» Ein Unternehmen mit einem Konzerngewinn von 9,5 Milliarden Schweizer Franken (2014) hat das Potenzial, die Identität einer Stadt für immer zu verändern. Zum Guten genauso wie zum Schlechten. Das gilt nicht nur für Basel, das gilt für die ganze Welt.

In einem Punkt sind sich die meisten Befürworter und Kritiker nach Vollendung des Roche-Turms einig: Mit dem Bau 2, einem zweiten Turm, 205 Meter hoch, den Roche bis 2021 auf seinem Campus bauen will, wird das Einsiedlertum von Bau 1 etwas entschärft. Durch den grossen Bruder könnte ein Ensemble entstehen, das zwar noch immer nicht schön ist und nichts mit Basel zu tun hat, in sich jedoch eine gewisse Logik und Ästhetik entfaltet.

Widerstand der Nachbarn wächst

Von Bau 2 und der geplanten Campus-Gesamterneuerung mit vier zusätzlichen Büro- und Laborgebäuden hat die Öffentlichkeit erst vergangenen Oktober erfahren. Zu einem Zeitpunkt, als der erste Turm schon fast seine Endhöhe erreicht hatte. Roche hat mit dem Bau 1 Fakten geschaffen, die eine städtebauliche Diskussion darüber obsolet machen, inwiefern das Wachstum des Konzerns auf 8000 Mitarbeiter bis 2022 innerhalb der knappen Raumverhältnisse in Basel verträglich ist. Und auch darüber, inwiefern das Tempo, die Dynamik und Radikalität des globalen Marktes die Identität der Stadt zu zerreißen drohen.

Zwar wurden nach der Auflage der Baupläne zum weiteren Ausbau im Juli deutlich mehr Einsprachen aus der Nachbarschaft eingereicht als beim bestehenden Turm (89 gegenüber 19). Aber weder Roche noch Herzog & de Meuron dürften sich deswegen Sorgen machen. Schliesslich sind sie sich der ungebrochenen Unterstützung durch die Basler Politik sicher.

tageswoche.ch/+10gc3



Auch wer von Allschwil nach Basel fährt, sieht von Weitem, wer in der Stadt das Sagen hat: Blick von der Schönenbuchstrasse.

Basel-Stadt

Basel

Aleksic-Vujinovic, Cveta, von Serbien und Montenegro, 14.04.1945–08.09.2015, Missionsstr. 52, Basel, wurde bestattet.

Alvarez, Manuel, von Spanien, 24.01.1949–

11.09.2015, Hammerstr. 58, Basel, Bestattung in Spanien.

Carloni-Baldassa, Antonio, von Italien, 27.07.1939–14.09.2015, Klybeckstr. 42, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 23.09., 09.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Dieterle-Eisele, Georg, von Basel/BS, 01.02.1923–05.09.2015, Kirschblütenweg 14, Basel, Trauerfeier: Freitag, 18.09., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Eisinger, Josephine, von Deutschland,

29.03.1927–15.09.2015, Allmendstr. 40, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Fretz, Reto, von Riehen/BS, 26.10.1950–12.09.2015, Rheinfelderstr. 3, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Fridrich-Lazarus, Elizabeth Ann, von Basel/BS, 20.06.1936–10.09.2015, Leimenstr. 67, Basel, wurde bestattet.

Gaglin, Hans Dieter, von Basel/BS, 31.03.1939–22.08.2015, Nonnenweg 3, Basel, wurde bestattet.

Gloor, Margrith, von Birrwil/AG, 02.02.1925–25.08.2015, Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Gyssler, Lea Anina, von Basel/BS, 26.10.1987–10.09.2015, Schützenmattstr. 63, Basel, wurde bestattet.

Haas, Jürg Alexander, von Basel/BS, 18.03.1948–03.09.2015, Im Burgfelderhof 30, Basel, wurde bestattet.

Heppler-Schweizer, Edwin, von Weinfelden/TG, 21.11.1932–11.09.2015, Rodrisstr. 7, Basel, Trauerfeier: Montag, 21.09., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Humbel-Marguerat, Huguette Lilianne, von Boniswil/AG, Lutry/VD, 08.08.1930–04.09.2015, Käferholzstr. 145, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 23.09., 14.00 Uhr, Kirche St. Leonhard Basel.

Jakubowski, Jozef, von Basel/BS, 18.07.1955–13.09.2015, Furkastr. 55, Basel, Trauerfeier: Montag, 21.09., 09.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Juillerat-Weber, Elisabeth, von Basel/BS, Rebévier/BE, 16.05.1930–13.09.2015, Christoph Merian-Platz 6, Basel, Trauerfeier: Freitag, 18.09., 09.30 Uhr, Kath. Studentenheim, Kapelle, Herbergsgasse 7.

Keller-Krämer, Irntraud, von Goldach/SG, 22.06.1936–08.09.2015, Eugen Wullschleger-Str. 20, Basel, wurde bestattet.

Léchenne Steiger, Rosa Maria, von Basel/BS, Glovelier/JU, 13.09.1940–10.09.2015, Im tiefen Boden 26, Basel, wurde bestattet.

Lüthi-Lemblé, Hansjörg Manfred, von Basel/BS, 12.09.1934–31.08.2015, Haltingerstr. 11, Basel, wurde bestattet.

Matijevic, Milan, von Kroatien, 10.09.1952–08.09.2015, Müllhauserstr. 158, Basel, wurde bestattet.

Meier, Edwin, von Schlieren/ZH, 15.12.1947–10.09.2015, Grienstr. 43, Basel, wurde bestattet.

Meier-Michel, Lydia, von Zürich/ZH, 28.03.1929–12.09.2015, Schönenbergstr. 16, Basel, Trauerfeier: Montag, 21.09., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Müller-Schuppisser, Nelly Ida, von Basel/BS, Zürich/ZH, 26.07.1920–21.08.2015, St. Jakobs-Str. 201, Basel, wurde bestattet.

Neuhaus-Walser, Ida, von Erlach/BE, 19.02.1922–05.09.2015, Zürcherstr. 143, Basel, wurde bestattet.

Quadri-Ambrosini, Franco, von Origlio/TI, 07.09.1928–14.09.2015, Bläsierring 160, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Riedel-Jost, Frieda, von Basel/BS, 28.02.1919–31.08.2015, Bruderholzstr. 104, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 22.09., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Röhl-Wirz, Marianne, von Basel/BS, 02.06.1947–31.08.2015, Wintersingerweg 8, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 23.09., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schäuble-Lagnel, Erich Ernst, von Basel/BS, 30.05.1934–09.09.2015, Im langen Loh 215, Basel, wurde bestattet.

Schori-Ebener, Siegfried, von Basel/BS, 31.03.1927–04.09.2015, Weiherhofstr. 139, Basel, Trauerfeier:

Dienstag, 06.10., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schweizer-Schmid, Hans, von Herisau/AR, 01.11.1924–10.09.2015, Christoph Merian-Platz 2, Basel, wurde bestattet.

Stahl-Willi, Alice, von Basel/BS, 28.09.1920–09.09.2015, Bäumlhofstr. 39, Basel, wurde bestattet.

Steiner-Bernheim, Edith, von Basel/BS, 23.03.1941–08.09.2015, Zeglingerweg 7, Basel, wurde bestattet.

Strähl-Imfeld, Dorothea Anna, von Matzendorf/SO, Sarnen/OW, 21.02.1954–06.09.2015, Andlauerstr. 10, Basel, wurde bestattet.

Wahlers, Hans-Otto, von Deutschland, 21.06.1960–04.09.2015, Dornacherstr. 182, Basel, wurde bestattet.

Wittmer, Jörg, von Basel/BS, 06.10.1927–13.09.2015, Sem-pacherstr. 57, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Riehen
Bumann-Schumacher, Maria, von Saas Fee/VS, 10.12.1928–13.09.2015, Burgstr. 124, Riehen, Trauerfeier: Freitag, 18.09., 11.00 Uhr, St. Franziskus Kirche, Riehen.

Gritsch-Aeberhard, Alice, von Eriz/BE, 02.10.1931–04.09.2015, Grenzacherweg 159, Riehen, wurde bestattet.

Leimer-Perdomo, Marius Heinz, von Riehen/BS, Bettlach/SO, 21.12.1954–04.09.2015, Auf der Bischoffhöhe 102, Riehen, wurde bestattet.

Mordasini-Kuster, Remo, von Riehen/BS, 04.02.1929–08.09.2015, In den Neumatten 53, Riehen, wurde bestattet.

Meine Liebste,
ich vermisse dich so sehr.
Aber hörst du? Mein Herz:
Da bist du drin, ganz tief und fest,
und es schlägt jetzt für uns beide.

Lea Gyssler

26.10.1987–10.9.2015

Din Andi

*Man sieht die Sonne langsam untergehen
und erschrickt doch, wenn es plötzlich dunkel wird.*
Franz Kafka

Traurig, aber dankbar für viele gemeinsame schöne Jahre, nehmen wir Abschied von

Uli Dürrenmatt

17. September 1937 – 6. September 2015

Er durfte friedlich einschlafen.

Marie-Louise Dürrenmatt
Susanne Dürrenmatt
Dieter und Monika Dürrenmatt
Gabriela Schenker

Wir trauern in engstem Kreise.
Anstelle von Blumen gedenke man Médecins Sans Frontières Suisse,
1202 Genève, PC 01-16997-03

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Am Mittwoch begann die grösste militärische Truppenübung der letzten Jahre. Doch was passiert nun genau rund um Basel? Eine Übersicht zu den Armeeaktivitäten in der Region.

Die Soldaten sind da – so läuft die Conex 15

von Felix Michel

Im Vorfeld der Volltruppenübung Conex 15 vom 16. bis 25. September wurde viel spekuliert. Die medialen Darstellungen des Kommenden reichen von Grabenkämpfen zwischen Linksautonomen und der Armee auf der Klybeck-Halbinsel bis hin zu Katastrophen-Szenarien im Laufental.

Die Armee selbst beflügelte diese Mutmassungen mit ihrem surrealen Szenario, das die Grundlage für die Truppenübung bildet: Europa ausser Rand und Band, kriminelle Organisationen unterwandern das System, Flüchtlingsströme überschwemmen die Schweiz.

Doch das Szenario ist passé, es war nur der Rahmen für ein Stück, das vom 16. bis am 25. September in der Nordwestschweiz aufgeführt wird. Andreas Bölsterli, Divisionär und Kommandant der Territorialregion 2, sagt: «Das Szenario ist nicht Inhalt der kommenden Übungstage und wird auch nicht weiterentwickelt.» In den kommenden Wochen verlaufe alles nach «Drehbuch». Doch was da genau drin steht, verrät Bölsterli den Medien nicht.

Zusammen mit zivilen Institutionen

Trotzdem kann man abschätzen, was bis Ende Monat auf Basel und die Umgebung zukommt. Rund 5000 Soldaten werden in der Nordwestschweiz stationiert sein, etwa 1500 davon in der näheren Umgebung der Stadt Basel. Ziel der Übung ist: Schutz und Bewachung empfindlicher Infrastrukturen wie das Kraftwerk Birsfelden und die Rheinhäfen, die Bewachung der Grenze sowie das Trainieren der Zusammenarbeit mit zivilen Institutionen wie dem Uni-Spital und der Grenzwaache. Fünf Einsätze und eine Veranstaltung werden bis am 25. September durchgeführt, hier die Übersicht.

Bewachung des Auhafens in Muttenz

Mit einer Kompanie, also rund 200 Mann, wird der Hafen 24 Stunden bewacht. Das heisst: Man trifft jetzt am Auhafen nicht 200 Soldaten an. Es werden jeweils etwa 40 Soldaten präsent sein.

Wie gut die Soldaten bewachen, wird mithilfe von Rollenspielen ausfindig gemacht. Fussgänger und Velofahrer kommen weiterhin durch, wenn sie denn keine Strohänner sind.

Bewachung des Kraftwerks und der Schleuse in Birsfelden

Auch beim Kraftwerk steht eine Kompanie und bewacht, 24 Stunden am Tag, zwei Wochen lang. Fussgänger und Velofahrer sollten von der Übung nicht behindert werden. Auch der Hafenerbetrieb soll nicht beeinträchtigt werden.

Zollinspektorat im St. Jakob

In Zusammenarbeit mit dem Zoll untersucht die Armee im St. Jakob Container. «Reale Container», wie der Oberstleutnant Matthias Laube versichert. Die Untersuchung der Container sei aber eine fiktive Übung. Laube ist für die Infanterie-Truppen verantwortlich, die sich um die Bewachung und Kontrolle kümmern. Insgesamt umfasst sein Bataillon 1000 Mann, untergebracht sind die Infanteristen im Raum Fricktal und in Baselland.

Grenzwache durch die Armee

Wie bereits im August trainieren die Soldaten die Zusammenarbeit mit der Grenzwaache. Die Westgrenze in den Kantonen Baselland und Solothurn wird dabei übungshalber nicht nur von der Grenzwaache, sondern auch von Armeeinghörigen kontrolliert.

Helfende Soldaten-Hände im Uni-Spital

Rund 150 Soldaten unterstützen in den kommenden zwei Wochen das Uni-Spital. Untergebracht werden diese Soldaten unterhalb der Messe.

Ausstellung in Muttenz

Auf einem ungenutzten Logistikstandort, dem Feldreben-Areal, findet eine Ausstellung zur Territorialregion 2 statt. Diese sogenannte Expo dauert vom 19. bis am 22. September.

Gegner der Truppenübung demonstrieren am Freitag auf dem Claraplatz und am Samstag auf dem Barfüsserplatz gegen die Conex. Ingesamt dauert die Truppenübung bis am 25. September, dann kommt es in Zofingen zum krönenden Abschluss: eine Militärparade mit rund 1800 Armeeinghörigen und 500 Fahrzeugen, die von 14 bis 16 Uhr auf der General-Guisan-Allee durch Zofingen marschieren.

tageswoche.ch/+q984m

×

Da fühlt man sich gleich sicher.





Gemeinderat Zürich: Die SP-Fraktion untermauert ihren Vorstoss mit Bildern des Flüchtlingselends.

FOTO: PSZEITUNG / NICOLE SOLAND

Flüchtlingskrise

Die Stadt Zürich nimmt 1000 Flüchtlinge mehr auf als vom Bund verlangt. Basel will von einer solchen Geste nichts wissen. Zürich zeigt Haltung, Basel spricht davon

von Renato Beck

Basel zeigt Haltung», hiess es während Monaten auf Plakaten in der Stadt: Die grosse Kampagne der Basler Regierung für Offenheit und gegen Fremdenfeindlichkeit, Ausdruck jenes besonderen Mikroklimas der Toleranz und Solidarität am Rheinknie. Haltung zeigt in diesen Tagen allerdings die Stadt Zürich.

An seiner letzten Sitzung verabschiedete das Stadtparlament gegen den Willen von FDP und SVP ein Postulat, das die Regierung dazu auffordert, 1000 Flüchtlinge mehr als vom Bund verlangt unterzubringen. Angestossen hatte die Geste der Hilfeleistung die SP, die CVP hatte die ursprüngliche Forderung von 300 zusätzlichen Flüchtlingen dann sogar auf 1000 erhöht. Karin Weyermann (CVP) sagte: «Wenn man sieht, was manche Nachbarländer leisten, kann bestimmt auch Zürich mehr tun.» SP-Sozialvorsteher Raphael Golta nahm den Vorstoss dankbar entgegen.

In Basel-Stadt weist Sozialdirektor Christoph Brutschin zusätzliche Aufnahmen in Zeiten der Massenflucht aus Syrien und anderen Ländern zurück. «Gemäss geltendem Verteilschlüssel werden dem Kanton Basel-Stadt 1,9 Prozent aller Asylpersonen zugewiesen. Basel erfüllt die Verpflichtung ohne Einschränkung. Über weitergehende Angebote der Schweiz zur Aufnahme von mehr Flüchtlingen entscheidet der Bund», teilt seine Direktion auf Anfrage mit.

Auf die Frage, ob die Regierung auf die aktuelle Akzentuierung der Flüchtlingskrise reagiere, lässt Brutschin (SP) mitteilen: «Der Regierungsrat hat sich immer zur humanitären Tradition bekannt. Für ihn steht die Pflicht zur Asylgewährung ausser Frage. Daher hat sich der Regierungsrat klar von Forderungen anderer Kantone distanziert, die wegen steigenden Flüchtlingszahlen die Grenzen schliessen wollen.»

Gemeint ist damit etwa der Kanton Luzern, der öffentlich forderte, Flüchtlinge aus Eritrea sollten nicht mehr als Flüchtlinge anerkannt werden, und nun eine höhere Entschädigung des Bundes an Kantone und Gemeinden verlangt.

«Der Wohnungsmarkt ist bereits sehr angespannt. Momentan stossen wir an eine Grenze.»

BastA!-Grossrätin Heidi Mück

Brutschins Direktion verweist zudem auf eine Spende an die Glückskette über 100 000 Franken aus dem Swisslos-Fonds und auf eine Zivilschutzanlage, die Basel seit Längerem dem Bund zur Verfügung stelle. Benötigt wird diese, sobald die Kapazitätsgrenzen des Empfangszentrums erreicht werden. Die Anlage ist zurzeit mit 70 Personen belegt. Was seine Direktion

nicht mitteilt: dass der Bund Basel-Stadt im Gegenzug weniger Flüchtlinge zuteilt als eigentlich vorgesehen.

Überraschende Unterstützung erhält Brutschin von linksausen. BastA!-Grossrätin Heidi Mück hat Verständnis für die Zurückhaltung der Regierung: «Man kann immer mehr machen, aber für Basel ist es sehr schwer, überhaupt neue Unterkünfte zu finden, denn der Wohnungsmarkt ist grundsätzlich sehr angespannt. Momentan stossen wir an eine Grenze.» Mück verlangt aber eine höhere finanzielle Unterstützung für die Flüchtlingshilfe.

Auch die CVP will anders als in Zürich nichts von einer Forderung nach mehr Hilfeleistung wissen. Fraktionschef Remo Gallacchi sagt, es brauche «keine Eigeninitiative, mehr Plätze zu schaffen, um die Probleme Europas zu lösen». Sollte der Bund aber von Basel mehr Engagement verlangen, müsse man das wohlwollend prüfen.

Anders sieht das SP-Grossrat Pascal Pfister. Er hat bei seiner Partei einen Vorstoss eingespäist ähnlich dem Zürcher Vorbild. Der Vorstoss werde derzeit geprüft. «Es müsste möglich sein für Basel, mehr Flüchtlinge aufzunehmen», sagt Pfister. Er verlangt: «Basel sollte sich ein Vorbild an Zürich nehmen.»

Dass eine zusätzliche Aufnahme von Flüchtlingen möglich ist, bestätigt Asylkoordinatorin Renata Gäumann. Dafür müsste Basel-Stadt laut Gäumann aber auf eigene Zivilschutzanlagen zurückgreifen. tageswoche.ch/+b52tr

Haltung zeigen – die Debatte

von Christoph Brutschin

Wie richtig geschrieben, hat der Gemeinderat der Stadt Zürich den Stadtrat aufgefordert, vom kommunalen Verteilschlüssel abzuweichen und freiwillig mehr Asylsuchende aufzunehmen. Die Stadt soll damit andere Gemeinden im Kanton Zürich entlasten, es handelt sich mit anderen Worten um eine rein interkommunale Angelegenheit, weil die Stadt Zürich kein Kanton, sondern eine Gemeinde ist.

Herr Renato Beck versucht diesen Sachverhalt nun so darzustellen, als ob die Stadt Zürich zusätzliche Asylsuchende aus anderen Kantonen zu übernehmen bereit sei, was falsch ist. Der Vergleich mit dem Kanton Basel-Stadt funktioniert damit von Anfang an nicht, weil Basel-Stadt im Gegensatz zur Stadt Zürich keine Gemeinde, sondern ein Kanton ist. Herr Renato Beck wird das natürlich schon wissen, womit die Frage im Raum stehen bleibt, was der Autor mit seinem Artikel genau bezweckt.

Renato Beck

Zwei Aspekte, weshalb die Forderung gleichzusetzen wäre: 1. Der Postulat-Text lautet wie folgt: «Der Stadtrat wird gebeten zu prüfen, wie die Stadt Zürich in ausserordentlichen Situationen wie der derzeitigen zusätzlich zum ordentlichen Kontingent 300 weitere Flüchtlinge aufnehmen kann, ohne dass dadurch andere Gemeinden weniger Flüchtlinge aufnehmen.» Es geht also explizit nicht um eine innerkantonale Umverteilung bzw. Entlastung anderer Gemeinden.

Und 2. scheint mir die von Ihnen vorgeschobene Differenzierung rein technischer Natur. Woher die Flüchtlinge zugewiesen werden, hat keinen Einfluss auf Fragen der Umsetzung, der Unterbringung, der Betreuung. Es ändert auch nicht die Geste und die zum Ausdruck gebrachte Haltung.

Alois Karl Hürlimann

@ Brutschin

Wie «Herr» Beck in seiner Replik zeigt, ist der Beschluss des Zürcher Gemeinderates eben exakt nicht das, was Sie hier verbreiten. Es ist ein Angebot, zusätzlich 1000 Flüchtlinge mehr, als die Stadt müsste, und auch mehr, als der Kanton Zürich müsste, in der Stadt Zürich aufzunehmen. Punkt. Wie wäre es, in Basel ein Angebot zu erarbeiten, welches – der Grösse der Stadt im

Vergleich zur Stadt Zürich entsprechend – das Angebot zur Aufnahme von 450 Flüchtlingen über dem Zuordnungsmass des Bundes aufzunehmen?

Christoph Brutschin

Geschätzter Herr Hürlimann

Was in einem Postulat geschrieben steht, vermag die Rechtszuständigkeiten nicht zu verändern und diese lauten hier halt so, dass der Bund – abschliessend – über die Aufnahmekontingente und den Verteilmodus auf die Kantone entscheiden und diese dann auf die Gemeinden. Damit bleibt es so, dass eine freiwillige Übernahme unter sonst gleichen Voraussetzungen zu einer Entlastung anderer Gemeinwesen führt.

Wofür ich aber sehr viel Verständnis habe, ist die eingeforderte «Haltung». Natürlich fällt auch diese Zürich etwas leichter, weil sie durch Übernahme des Versuchszentrums des Bundes ziemlich genau um die nun wieder angebotenen 300 Plätze entlastet wurden. In der Stadt Zürich sind mit anderen Worten Unterkünfte und Betreuungspersonal bereits vorhanden. Hier in Basel haben wir noch eine Zivilschutzanlage im Santihans und ein paar Plätze in der Grün 80, dazu zwei, drei Notwohnungen (wobei die TagesWoche dann die Erste wäre mit Kritik an der Unterbringung von Asylsuchenden in Zivilschutzanlagen, schon klar), die Situation auf dem Wohnungsmarkt ist bekannt.

Wenn denn nun also Haltung von Basel gefordert wird von Herrn Renato Beck, spiele ich ihm den Ball gerne zurück – wir freuen uns immer sehr, wenn privater Wohnraum zur Verfügung gestellt wird – Anruf oder Mail genügt.

**«Natürlich könnte auch
die Basler Regierung
mehr tun. Aber man
verschanzt sich hinter
Kontingenten.»**

Christoph Meury

Alan David Sangines

Als jener Gemeinderat der Stadt Zürich, der diesen Vorstoss eingereicht hat, kann ich dem Autor des Artikels nur beipflichten (auch auf seine Antwort auf den Kommentar von Christoph Brutschin). Die Forderungen sind also definitiv gleichzusetzen. Woher die Asylsuchenden kommen, ist zweitrangig. Aber ja, einfach nur unwillige Gemeinden zu entlasten, ist nicht das Ziel eines solchen Vorstosses. Sondern Abhilfe schaffen. Das kann entweder direkt durch den Bund erfolgen (was vom Verfahren her schwierig wäre) oder dass dem Kanton

mehr Flüchtlinge zugewiesen werden und diese dann direkt in die Stadt Zürich kommen oder jene, die in den Zürcher Durchgangszentren momentan lange ausharren müssen, schneller in die Gemeinden verteilt werden, indem die Stadt Zürich mehr aufnimmt, als sie kontingentmässig müsste. Basel hätte also durchaus auch freiwillig mehr Flüchtlinge aufnehmen können, genau wie Zürich.

Christoph Meury

Natürlich könnte auch die Basler Regierung mehr tun, natürlich könnten auch Birsfelden und andere Gemeinden mehr tun. Aber man verschanzt sich hinter Pflichterfüllung und vereinbarten Kontingenten. Da kommt es gelegen, dass private Initiativen zu Sach- und Geldspenden aufrufen. Da sind wir Schweizer Profis. Das machen wir wirklich gut. In Nullkommanichts haben wir ein paar Millionen gesammelt und containerweise Kleider und Spielsachen gesammelt. Damit haben wir unser Gewissen merklich erleichtert. Aber hilft dies auch den Flüchtlingen in Ungarn oder irgendwo auf dem Mittelmeer?

Sich hinter Pflichtprogrammen zu verschanzen ist jetzt nicht das Gebot der Stunde. Man würde daher auch von Christoph Brutschin erwarten, dass er – im Namen der Regierung – zumindest plausibel erläutert, wie er sich auf die neue Situation einstellt und adäquat vorbereitet. Kann er reagieren, wenn Deutschland uns bittet, mehr Flüchtlinge aufzunehmen und entsprechen zu betreuen? Christoph Brutschin und seine Crew müssten sich auf solche Szenarien vorbereiten. Ein Plan B ist gefragt.

Christoph Brutschin

Lieber Christoph

Aah, ich verstehe. Es geht darum zu unterstellen, es gäbe keinen Plan B. Auch wenn man es kaum glauben mag: es gibt ihn. Es scheint also denkbar zu bleiben, dass Departemente und Dienststellen ihre Arbeit machen. Und falls es Dich interessiert: Noch 2010 hatte Basel-Stadt gut 500 Asylsuchende zu betreuen, heute sind es deutlich über 1200. Hattest Du während dieser Zeit den Eindruck, es gäbe keine Pläne? Und hast Du Dich je dazu geäussert, dass Basel-Stadt schon lange, bevor ein paar Medienleute das Thema entdeckten, eine Wohneinheit speziell für minderjährige, unbegleitete Asylsuchende betreibt?

Ich kann Dir also gerne noch einmal versichern, dass Basel-Stadt das tun wird und kann, was nötig ist – und wie bisher auch noch ein wenig mehr. Und wenn Du einen Blick in die NZZ wirfst, ist es offenbar an der Zeit, sich ans Umsetzen der Pläne zu machen statt vom «Zeichen-Setzen» zu fabulieren.

Online

Die ganze Debatte
mit vielen weiteren
Voten finden Sie
online
tageswoche.ch/
+b52tr

Trotz möglicher Subventionen liegen sich die Befürworter konkurrenzierender Projekte in den Haaren.

Hafenstreit: Um das geht es

Der Streit um den Ausbau der Rheinhäfen schlägt Wellen.

FOTO: NILS FISCH



von Dominique Spirgi

Vor einer Woche (am Donnerstag, 10. September) liessen die Bundesparlamentarierinnen und -parlamentarier aus beiden Basel die Champagnerkorken knallen. Über die Fraktionsgrenzen hinweg feierten sie, dass der Nationalrat bei der Revision des Gütertransportgesetzes beschlossen hatte, dass künftig auch Hafenanlagen mit Zuschüssen aus der Bundeskasse rechnen können.

Doch während das Basler Departement für Wirtschaft, Soziales und Umwelt (WSU) in höchsten Tönen die «Geschlossenheit der Basler Nationalrats-Deputation» lobte, schwelt im Hintergrund ein Streit über verschiedene Ausbauprojekte.

Während die Regierungen beider Basel mit kräftigem Sukkurs der Handelskammer einen Ausbau des Basler Rheinhafens Kleinhüningen-Klybeck vorantreiben, brachten verschiedene Hafenunternehmer als Alternative ein Ausbauprojekt im Weiler Hafen ins Spiel. Und just auf die Nationalratsdebatte hin liess der Basler Gewerbeverband den Variantenstreit mit einer «Informationsveranstaltung» hochkochen – nicht zuletzt auch mithilfe der «Basler Zeitung», die in einer ganzen Reihe von Artikeln den Playern beim Basler Projekt «kartellartiges und planwirtschaftliches» Vorgehen vorwarf.

Die TagesWoche hat nun eine Reihe von Fragen zusammengestellt, die sich in diesem Zusammenhang stellen, und sucht Antworten, was bei der komplizierten Ausgangslage nicht immer einfach ist.

Was gehört alles zu den Schweizerischen Rheinhäfen?

Zu den Schweizerischen Rheinhäfen (SRH) – oder auf Neudeutsch Port of Switzerland – gehören die Hafenanlage Kleinhüningen-Klybeck in Basel sowie die beiden Baselbieter Häfen in Birsfelden und Muttenz. Der älteste Basler Rheinhafen St. Johann musste dem Novartis-Campus und der neu entstehenden Uferpromenade mit Fussgänger- und Veloverbindungen nach Frankreich weichen. (Unter dem Label RheinPorts besteht überdies eine grenzüberschreitende Arbeitsgemeinschaft mit den Häfen in Weil am Rhein und Mulhouse.) Die Schweizerischen Rheinhäfen schlagen nach eigenen Angaben rund 12 Prozent aller Schweizer Importe um.

- Mit einer Fläche von 700 000 Quadratmetern ist der Basler Hafen Kleinhüningen-Klybeck mit drei Container-Terminals der grösste. Das Schwergewicht liegt entsprechend auf dem Containerverkehr, daneben werden aber auch offen verschifft Güter wie Stahl, Aluminium, Buntmetalle sowie flüssige Treib- und Brennstoffe umgeschlagen und gelagert.
- Im Auhafen Muttenz (460 000 Quadratmeter Fläche) werden vor allem flüssige Treib- und Brennstoffe umgeschlagen

und gelagert. Dazu kommt der Umschlag von Speiseöl, Dünger, Tonerde, Getreide und weiteren Trockengütern.

Der Rheinhafen Birsfelden (420 000 Quadratmeter Fläche) ist auf den Umschlag und die Lagerung von Stahl und anderen Metallen spezialisiert. Dazu kommt der Verkehr mit weiteren Trockengütern, Containern und Mineralöl-Erzeugnissen.

Wem gehören eigentlich die Schweizerischen Rheinhäfen?

Die Schweizerischen Rheinhäfen sind 2008 durch den Zusammenschluss der Rheinschiffahrtsdirektion Basel-Stadt mit den Rheinhäfen Basel-Landschaft entstanden. Es handelt sich um eine Anstalt des öffentlichen Rechts im Besitz der beiden Basel. Der juristische Sitz befindet sich in Birsfelden, die Direktion indes in Basel. Baselland ist zu 60 Prozent, Basel-Stadt zu 40 Prozent beteiligt. Das Grundeigentum an den kantonalen Hafengebieten ist bei den Standortkantonen verblieben.

Die Hafenanlagen werden nach dem sogenannten «Landlord-Prinzip» betrieben. Das heisst, dass sich die Schweizerischen Rheinhäfen um die Infrastruktur sowie die politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen kümmern, während der konkrete Warenumsatz in den Händen privater Baurechtsnehmer liegt.

Warum müssen die Häfen ausgebaut werden?

Massive Ausbaupläne der Seehäfen, insbesondere der Ausbau der Container-Terminals in Rotterdam und Antwerpen, werden auch einen (aus ökologischen und ökonomischen Gründen) erwünschten Anstieg der Binnenschiffahrt bis nach Basel/Baselland zur Folge haben. Verschiedene Prognosen gehen davon aus, dass sich dadurch der Containerverkehr in die Schweiz verdoppeln wird. Dafür reichen die heutigen Kapazitäten bei Weitem nicht aus. Allerdings gibt es auch Stimmen, die von einem moderateren Wachstum ausgehen.

Wie und wo sollen die Rheinhäfen ausgebaut werden?

Die Schweizerischen Rheinhäfen wollen zusammen mit Partnern aus der Transport- und Logistikbranche östlich der heutigen Hafenanlage Kleinhüningen-Klybeck ein neues, drittes Hafenbecken mit einem trimodalen Containerterminal errichten. Trimodal heisst, dass die Container von den Schiffen direkt auf Zugkompositionen und Lastwagen umgeladen werden können. Als grosser Vorteil führen die Projektverantwortlichen ins Feld, dass mit diesem Terminal die Autobahn A2 und damit auch die Osttangente um über 140 000 Lastwagenfahrten pro Jahr entlastet werden könnte.

Für die Ausführung des Terminalprojekts mit dem Namen «Gateway Basel Nord» haben sich die drei Logistik- und Transportunternehmen SBB Cargo, die Rhenus-Tochter Contargo und Hupac im Juni 2015 zu einer Planungsgesellschaft zusammengeschlossen, während die Errichtung des neuen Hafenbeckens Aufgabe der Schweizerischen Rheinhäfen ist. Gateway und Hafenbecken sollen etappenweise bis 2022 in Betrieb genommen werden.

Das Ausbau- beziehungsweise Neubaugesamtheit schaufelt beim heutigen Hafenbecken bzw. auf der Halbinsel zwischen dem Rhein und dem Hafenbecken dereinst Platz frei für Stadtentwicklungsprojekte, die unter dem Stichwort «Rheinhattan» bereits für heftige Diskussionen gesorgt haben. Die Baurechtsverträge mit den betroffenen Hafenunternehmen am Westquai laufen 2029 aus.

Und wer soll das bezahlen?

Der Neubau des Hafenbeckens 3 und der «Gateway Basel Nord» sollen schätzungsweise 180 Millionen Franken kosten – 100 Millionen für das Hafenbecken und 80 Millionen für den Gateway. Während die Finanzierung des neuen Gateways, also der Terminal-Infrastruktur, Sache der privaten Planungsgesellschaft ist, müssen der Kanton und zu einem minimalen Teil die Schweizerischen Rheinhäfen für den Bau des Hafenbeckens aufkommen.

Aber nicht in vollem Ausmass: Weil sich der Stände- und nun eben auch der Nationalrat dafür ausgesprochen haben, dass Hafenanlagen im Rahmenkredit zur Finanzierung von Investitionsbeiträgen explizit berücksichtigt werden, kann mit namhaften Bundessubventionen von 50 Prozent (Hafenbecken) oder gar wesentlich mehr (Gateway) gerechnet werden.

Der Kanton Baselland ist über die Schweizerischen Rheinhäfen lediglich indirekt betroffen, beteuerte der Basler Regierungsrat und Vorsteher des Departements für Wirtschaft, Soziales und Umwelt in einem Interview mit der «Basellandschaftlichen Zeitung». Es habe nie zur Debatte gestanden, dass Baselland den Terminal mitfinanzieren müsse.

Wie ist es zum Gegenprojekt Hafen Weil gekommen?

Ende Februar stellten die drei Hafenfirmer Swissterminal, Danser und Ultra-Brag das Projekt eines Ausbaus des Container-Terminals in Weil am Rhein zur Diskussion und wandten sich damit explizit gegen das Projekt im Basler Rheinhafen Kleinhüningen-Klybeck. Der Weiler Hafen könnte aber frühestens bis 2027 ausgebaut werden.

Die drei Firmen liessen sich durch eine Studie des Verbands der verladenden Wirtschaft (VAP) bestätigen, dass das mit geschätzten Kosten von 35 bis 45 Millionen viel günstigere Projekt den Anstieg des Containerverkehrs trotz der späteren Rea-

lisierungszeit ebenso bewältigen könne. Die Kapazitäten am jetzigen Standort Westquai würden mit verlängerten Betriebszeiten und einem Ausbau des bestehenden Terminals für die Überbrückung bis 2029 ausreichen, heisst es in der Studie.

Um den Anstieg der Gütermengen bewältigen zu können, ohne die bestehenden Autobahnen in der Stadt zusätzlich zu belasten, müsste zusätzlich aber noch ein Autobahnanschluss der A98 nach Rheinfelden gebaut werden. Das ist eine der grossen Unbekannten im Projekt, denn die A98 gehört zu den unendlichen Geschichten der deutschen Verkehrspolitik.

Wie kam es zum Konflikt zwischen den Projekten?

Ausschlag für die Initiative der drei Firmen für einen Ausbau des Weiler Hafens war, dass namentlich Swissterminal, die ihr heutiges Terminal am Westquai 2029 verlieren wird, in der Planungsgesellschaft für den «Gateway Basel Nord» nicht Einsitz nehmen konnte und deshalb nach einer Alternative Ausschau hielt. In der «Basler Zeitung» war zu lesen, dass Swissterminal «mit knallharten Bandagen» in erster Linie von der Mehrheitseignerin der Planungsgesellschaft SBB Cargo ausgebootet worden sei.

Seither decken sich die Kontrahenten im Hafenstreit gegenseitig mit Vorwürfen ein: Befürworter des Hafenausbaus in Basel betonen unter anderem, dass ein national so wichtiger Umschlagplatz nicht ins Ausland ausgelagert werden dürfe und dass der Weiler Hafen die zusätzlichen Kapazitäten nicht rechtzeitig bewältigen können. Die Promotoren des Weiler Ausbauprojekts führen die deutlich geringeren Kosten ins Feld und kritisieren, dass für Basel Nord bisher keine Wirtschaftlichkeitsrechnung vorliege.

Wie reagiert die Politik?

Bundespolitiker beider Basel haben angesichts der Nationalratsdebatte bislang Zurückhaltung walten lassen. Auf lokaler Ebene haben sich aber bereits verschiedene Parlamentarier mit Interpellationen zu Wort gemeldet. Während die Basler SP ihrem Regierungsrat Christoph Brutschin indirekt Stichworte zur Verteidigung des Basler Projekts liefert, stellen sich im Baselbiet Interpellanten aus FDP und SVP auf die andere Seite.

In einem Interview mit der «Basellandschaftlichen Zeitung» hat sich der Basler Regierungsrat und Vorsteher des Departements für Wirtschaft, Soziales und Umwelt Christoph Brutschin besorgt über das «lamentable Bild» geäussert, das die Region mit diesem Streit in Bern abgebe. Im Fall der Firma Swissterminal, die sich von SBB Cargo ausgebootet fühlt, beschwichtigt Brutschin, dass die Planungsgesellschaft von heute nicht die Betreibergesellschaft von morgen sein werde und dann die Karten neu verteilt würden.

tageswoche.ch/+05lri

×

Ständeratswahlkampf BL

Die Enthüllungen zur Baselbieter
Wirtschaftskammer vergiften den
Wahlkampf von Christoph Buser.

Aus dem Tritt geraten

Selbst Parteikollegen von Christoph Buser (l.) rechnen mittlerweile damit, dass Claude Janiak gewinnen wird.

FOTO: ALEXANDER PREOBRJENSKI



von Renato Beck und Jeremias Schulthess

Die Metamorphose des Christoph Buser. Schlackert im Februar vom Erfolg sanft berauscht durch das Liestaler Rathaus. Kriegt den Glanz gar nicht mehr von den Zähnen. Seine Partei hatte gerade um vier Prozent zugelegt und die SP aus der Regierung gedrückt. Christoph Buser an diesem Wahltag: ein Günstling des Glücks.

Diese Woche: Der Baselbieter FDP-Lenker und Direktor der Wirtschaftskammer trifft auf Claude Janiak, den er vom Baselbieter Sitz im Ständerat verjagen will. Ein Podiumsgespräch vom Seniorenverband Nordwestschweiz ausgerufen in einem Saal des Wohn- und Bürozentrums für Körperbehinderte (WBZ). Treffpunkt Peripherie, irgendwo am Rande von Reinach. Vielleicht 20 Betagte sind gekommen, aber auch Journalisten, Fotografen. Christoph Buser steht unter Beobachtung, und er wirkt wie ein Schauspieler, der die Kamera spürt.

Diskutieren sollen Buser und Janiak die jüngste Rentenreform. Der Ständerat will mehr Geld in die marode AHV pumpen, Umwandlungssätze senken, aber auch die Pensionen von Neurentnern um 70 Franken erhöhen. Buser erzählt, dass er seinen beiden Kindern jeden Morgen das Frühstück bereitet. Das soll ihn wahrscheinlich sympathisch machen. Vielleicht will er aber auch nur sagen: Hey, ich bin auch ein Mensch. Zuletzt wurde er vor allem als Produkt des Baselbieter Machtapparats Wirtschaftskammer betrachtet.

Buser unterlässt Attacken auf Janiak

Als ernsthafte Herausforderer des SP-Mannes Janiak, der eine dritte Amtszeit anstrebt, ist er angetreten. Mittlerweile rechnen selbst Parteikollegen Busers damit, dass Janiak mit grossem Vorsprung gewinnt. Vermutlich bereits im ersten Wahlgang, auch wenn der dritte Kandidat Hans Furer von den Grünliberalen die Rechnung komplizierter macht.

Wie es um die Verfassung seines Gegners Busers steht, lässt sich an Janiaks Auftreten ablesen. Er verheddert sich zwar noch immer in seinen Sätzen, schachtelt unnötig Gedanken ineinander, verschluckt Pointen. Aber er strahlt eine Gelassenheit aus, als ob er gerade souverän wiedergewählt worden wäre. Er warte noch immer darauf, dass Buser und sein Umfeld eine Attacke auf ihn starteten, sagt er. «Aber es kommt einfach nichts, offenbar finden sie nichts.»

Janiak hat sich im Ständerat immer dort von der Partei abgesetzt, wo linke Ideologie sichtbar wurde. Etwa bei der 1:12-Initiative, auch jetzt wieder bei der von den Gewerkschaften angekündigten Volksinitiative zur Erhöhung der Renten. Eine Analyse der NZZ taxiert ihn nur leicht links der Mitte der Politik im Ständerat und attestiert ihm die Fähigkeit, Mehrheiten zu beschaffen. Auch in seinem Engagement für die Region hat er sich nichts zu Schulden kommen lassen.

Gegner Buser unterlässt es auffällig, Janiak zu attackieren. Obwohl es durchaus Hebelpunkte gäbe. Aus dem Umfeld Janiaks etwa heisst es, die Partei habe ihn regelrecht beknet, nochmals anzutreten. Janiak bestreitet das. Buser spricht zwar von einem Generationenwechsel, für den er einstehe. Fest macht er diesen aber nicht am Alter Janiaks (67), sondern am politischen Stil, der sich ändere im Ständerat. Mit ruhigem Schaffen würde man nicht mehr durchdringen, gefragt sei ein Politisieren, das kompatibel mit den sozialen Medien sei. Angriffiger, klarer, schneller.

Die Wirtschaftskammer weist sämtliche Vorwürfe zurück, Fakten legt sie aber keine vor.

Das mit dem Stil ist auch so eine Sache. Irgendwann während der zahmen Debatte im Reinacher WBZ geht auf dem Flur draussen ein Alarm ab, vielleicht braucht jemand Hilfe. Das Gespräch kommt zum Halt. Buser wagt einen seltsamen Witz: «Vielleicht handelt es sich um einen Fasnachtszug.» Der Moderator heisst René Fasnacht, er lächelt irritiert, das Publikum zeigt keine Reaktion. Das wird nicht sein Tag, es war auch schon nicht seine Woche. Eigentlich ist der gesamte Wahlkampf von Christoph Buser gründlich verunfallt. Enthüllungen zu kleineren und grösseren Skandalen rund um die Wirtschaftskammer haben den erfolgsverwöhnten FDP-Mann aus dem Tritt gebracht:

Die «Schweiz am Sonntag» berichtete, wie die Wirtschaftskammer mit einer Millionen-summe den Abstimmungskampf im Interesse der Chemie gegen die Trinkwasser-Initiative der Grünen führte, einer

Summe, die jedes Mass für kantonale Abstimmungskämpfe sprengt.

Das SRF-Regionaljournal enthüllte einen Fall möglicher Urkundenfälschung und Subventionsbetrugs, in den die zum Konglomerat der Wirtschaftskammer zählenden Personalfirma Arbeitsmarkt-Services AG AMS verwickelt sein soll.

Und wiederum in der «Schweiz am Sonntag» war zu lesen, dass besagte Firma über keine Bewilligung zum Personalverleih verfügt.

Amtliche Untersuchungen der Vorgänge sind angekündigt, im Fall der Lohnsubventionen wird auch mit einer Strafuntersuchung durch die Baselbieter Staatsanwaltschaft gerechnet. Dort warten die Ermittler noch die Ergebnisse der Untersuchung des Gewerbeamts Kiga ab, bevor sie losschlagen. Die Wirtschaftskammer weist sämtliche Vorwürfe zurück, Fakten, die die Vorwürfe widerlegen, legt sie keine vor.

Dafür versucht sie mit allen Mitteln, die Skandale von Christoph Buser fernzuhalten. Sie schickt den freundlichen Ex-Direktor Gysin und den unfreundlichen Rechtskonsulten Martin Wagner vor. Gysin wird auf Redaktionen vorstellig, verschickt Faktenblätter, lässt sich zitieren. Medienanwalt Wagner veröffentlicht in der «Basler Zeitung» ein gehässiges Pamphlet. Er beschimpft kritische Journalisten, stellt den Vater eines Reporters bloss. Sein Motiv: Journalisten einschüchtern, die eigene Klientel beruhigen, vor allem aber mit dem Getöse die Aufmerksamkeit von Buser ab auf sich lenken. Vertrauenswürdig hat er die Wirtschaftskammer nicht gemacht.

Aber für die Wirtschaftskammer steht derzeit mehr auf dem Spiel, als dass man ihr nicht mehr glaubt. Die Wahl Busers ist auch eine Abstimmung über das Abhängigkeitssystem, das Buser und Gysin hochgezogen haben. Gefährdet sind all jene, die mit dem Segen der Wirtschaftskammer Karriere ge-

Online

«Nun kritisieren auch Bürgerliche die Wirtschaftskammer»
tageswoche.ch/+iugla

ANZEIGE



Zeige Herz für krebskranke Kinder am Basler Stadtlauf

28. November 2015

Eine Aktion der Stiftung für krebskranke Kinder.
 Anmeldung und Infos unter:
www.zeige-herz.ch

krebskranke kinder
 BASEL



<p>VIEL SPASS FÜR DIE GANZE FAMILIE.</p> <p>16. TOUR DE HIEBER AM 3. OKTOBER 2015 IN BINZEN.</p> <p>MEIN LEBEN. MEIN LADEN.</p>	<p>ENTENREGATTA</p>	<p>KÜRBISSCHNITZ-WETTBEWERB</p>	<p>16. TOUR DE HIEBER 2015</p> <p>UND VIELE WEITERE HIGHLIGHTS</p> <p>AM 3. OKTOBER 2015 IN BINZEN</p>
	<p>FIRMEN-FUSSBALLTURNIER</p>	<p>BMX-SHOW MIT CHRIS BÖHM (BMX WELTMEISTER)</p>	

MEHR INFOS IN IHREM HIEBER-MARKT ODER AUF WWW.HIEBER.DE

3. ZEITFAHREN IN KANDERN-SITZENKIRCH AM 03.10.2015 BEI DER 16. TOUR DE HIEBER

Am Samstag, den 03.10.2015 ist es wieder so weit: die 16. Tour de Hieber, unser Familienfest, in Binzen steht vor der Tür. Zusätzlich zur „Tour de Hieber“ am 03.10.2015 bieten wir für die sportlich ambitionierten Radfahrer ein Bergzeitfahren an.

Strecke: 4,9 Kilometer. Das Besondere hierbei, es erfolgt eine elektronische Zeitmessung.

Start ist um 10.15 Uhr an der Kirche in Sitzenkirch. Das Ziel ist der Parkplatz vor Vogelbach.

MELDEN SIE SICH AN UNTER: WWW.HIEBER.DE/ZEITFAHREN

Startberechtigt sind alle Radfahrer mit einem Rennrad oder Mountain-Bike. Startgebühr: 10,00 Euro

Gewertet wird nach Kategorie: Rennrad unterteilt in zwei Klassen mit Lizenz und ohne Lizenz oder Mountain-Bike - je Mann und Frau

Wir freuen uns auf zahlreiche radsportbegeisterte Teilnehmer!

Ihr Hieber Team



J.P.
HIEBER
MEIN LEBEN. MEIN LADEN.

HIOB
INTERNATIONAL

Staatlich anerkanntes Hilfswerk

› **GRATISABHOLDIENST UND WARENANNAHME**
für Wiederverkäufliches

› **RÄUMUNGEN UND ENTSORGUNGEN**
zu fairen Preisen

Brockenstube Basel
Klybeckstr. 91, Tel. 061 683 23 60
www.hiob.ch, basel@hiob.ch

Weitere HIOB Brockenstube
Münchenstein, Birseckstr. 62
Tel. 061 411 89 88

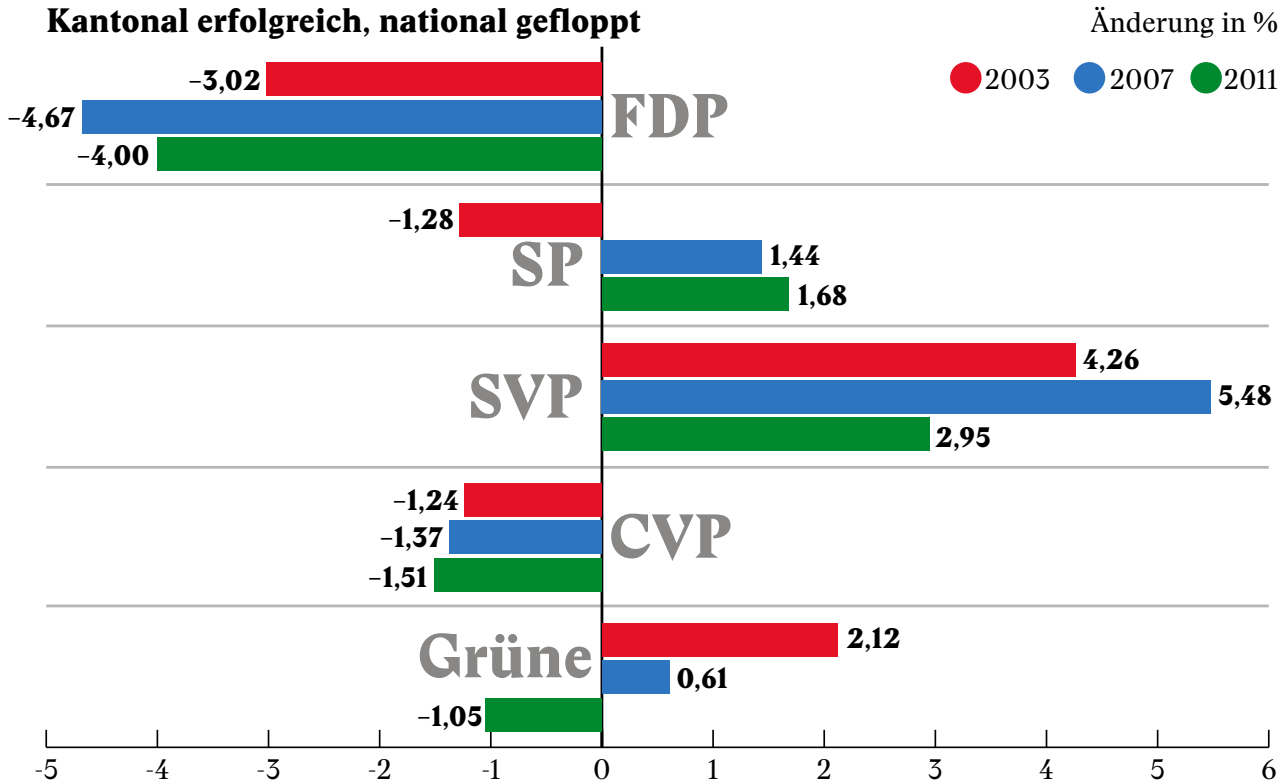
HELFFEN WO NOT IST
Mit Ihrem Einkauf helfen auch Sie!

Klettern Sie mit Joseph (13) in die Mine. Dort ist Ihr Arbeitsplatz. 50 Meter unter der Erde.

Gemeinsam bringen wir Kinder aus Goldminen in Sicherheit:
Jetzt auf www.tdh.ch/spenden

Terre des hommes
Kinderhilfe weltweit. tdh.ch

Kantonal erfolgreich, national gefloppt



Wer im Baselbiet bei den Landratswahlen Erfolg hat, muss nicht zwingend auch bei den nationalen Wahlen reüssieren. Die farbigen Balken zeigen jeweils die Abweichung der Stimmenanteile bei den Nationalratswahlen von jenen für den Landrat. Die SP etwa war 2011 kantonal noch stärker, schneidet seither aber national besser ab.

GRAFIK: DANIEL HOLLIGER

macht haben. In Bedrängnis ist selbst die Regierung, die aufgrund einer Interpellation von SP-Landrat Ruedi Brassel offenlegen muss, was für Aufträge sie an den Verband und seine Firmen vergibt. In den Medien kursieren Beträge in Millionenhöhe.

Die Zahl der Freisinnigen, die – noch verdeckt – einen Befreiungsschlag fordern, nimmt zu. Das Misstrauen gegenüber Buser war bereits vor den jüngsten Enthüllungen in den eigenen Reihen gross. Die interne Nomination zum Ständeratskandidaten schaffte er nur mit zwei Stimmen Vorsprung zum Arlesheimer FDP-Landrat Balz Stückelberger.

Buser selbst hatte bei seiner Wahl zum Direktor des KMU-Verbands Transparenz angekündigt. Er hat das Versprechen nie eingelöst, hat sich nie von seinem Vorgänger Hans Rudolf Gysin distanziert. Hat die undurchsichtige Konzernstruktur mit einer unbekannt Zahl an Tochtergesellschaften nie offengelegt. Hat die konstant vermutete Kollusion bei Einflussnahme und Geldflüssen nie aus der Welt geschafft.

Der Sohn des Cousins der Gattin

Buser tat es nicht, weil er es nicht konnte. Seit seinem Abschluss in Wirtschaftswissenschaften an der Uni Basel arbeitet er im Verband. Jeden Schritt Gysins ist er mitgegangen. Nach dem Abgang des Übervaters hat er vor allem darauf hingewirkt, die Arbeit der Bürgerlichen im Landrat mit der Wirtschaftskammer gleichzuschalten und den Regierungswechsel zu kontrollieren.

Solange die Wirtschaftskammer als unantastbar galt – erst jetzt wird ihr Einfluss im Landrat zum Thema –, musste Buser nichts befürchten. Heute versucht er, Dis-

tanz zwischen sich und seinen Vorgänger, den Architekten des Systems, zu bringen. In der letzten Verbandspostille «Standpunkt» sah er sich zu einer Richtigstellung genötigt: Er sei nicht «der Neffe zweiten Grades von Hans Rudolf Gysin». Sondern «der Sohn eines Cousins der Gattin von Gysin».

Eine Art toxischer Firm hat sich auf die Wirtschaftskammer gelegt, wer mit ihr in Kontakt kommt, wird kontaminiert. Absatzbewegungen zeigen sich selbst bei den Bürgerlichen.

Bürgerliche nutzen die Gunst der Stunde, um sich aus der Umarmung der Wirtschaftskammer zu befreien.

Gerade versammeln sich einige Mitte-Politiker, um die Gunst der Stunde zu nutzen und ihre angeschlagene Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter zu schützen. Die CVP-Frau liegt mit der Wirtschaftskammer seit Längerem über Kreuz. Die Mitte-Leute kritisieren, dass das Kantonsparlament und die Psychiatrie Baselland Mitglieder beim einflussreichen Verband sind. Seit 2013 fliessen so Steuergelder in die Kasse der Wirtschaftskammer, wie viel bleibt unklar.

Um ihrer Kritik Gewicht zu verleihen, präsentieren die Aufwiegler nun ein aufwendiges Rechtsgutachten. Das zeigt: Diese Mitgliedschaft verstösst gegen die Kantonsverfassung. Damit schiessen sie nicht

nur gegen die Kantonsregierung, die diesen Zustand beheben müsste, sie zeigen auch an, was viele Bürgerliche längst denken: Es ist die Gelegenheit, sich aus der Umarmung der Wirtschaftskammer zu befreien und sich von der politischen Monokultur zu verabschieden.

Claude Janiak kann diese Machtspiele aus dem Lehnstuhl heraus verfolgen. Zum Wirbel um die Wirtschaftskammer sagt er bloss, dabei handle es sich um eine kantonale Angelegenheit. Wahlkampf macht er damit durchaus, er betont, unabhängig zu sein. Auf seinen Plakaten steht: «Meine Wiederwahl: Schlechte Nachricht für Lobbyisten». Das reicht schon.

Am Seniorenpodium spricht Buser von Flexibilisierung, welche die Altersvorsorge brauchen würde. Wer freiwillig mehr arbeiten wolle, müsse belohnt werden, sagt er. Verstanden wird: Ihr habt es euch viel zu früh gemütlich gemacht. Er zitiert eine Studie, die herausgefunden haben will, dass die Erhöhung der Lohnnebenkosten um ein halbes Prozent 8000 Arbeitsplätze kostet. «Wieso tricksen Sie?», will ein aufgebracht Senior wissen, weil die Lohnabzüge mit der AHV-Reform für die Arbeitgeber nur um 0,15 Prozent steigen. Buser verteidigt sich, er habe bloss die Studie zitiert und die Zahl nicht runtergerechnet. Der Mann reagiert erbost: «Aha! Und Kopfrechnen kann er auch nicht!»

Auf die Frage, warum Janiak nicht mehr im Ständerat sein soll, antwortet Buser, das Baselbiet wähle bürgerlich und Janiak sei halt kein Bürgerlicher. Es tönt so: Er ist keiner von uns. Und klingt wie eine unfreiwillige Wahlempfehlung für Claude Janiak. tageswoche.ch/+5ouzy ×

Medien

BaZ-Kritiker lancieren neue Plattform

Jeremias Schulthess

Als die Übernahme der «Basler Zeitung» bekannt wurde, stand der Autor Guy Krneta an vorderster Front gegen die «Blocher-Zeitung». Nun ist Krneta Mitgründer einer Plattform für Medienopfer. Am Donnerstagabend stellten er und seine Mitstreiter das Projekt «Fairmedia» im Literaturhaus Basel vor.

Krneta will damit Menschen helfen, «die unerwartet attackiert werden und vielleicht nicht täglich mit der Presse zu tun haben». Für sie sei die Gefahr gross, dass sie falsch reagierten und sich gerade dadurch weiter angreifbar machten.

In diesem Sinne handle es sich um eine Anlaufstelle für die Region Nordwestschweiz, die in erster Linie berät. So finden sich denn auch der Medienanwalt Ludwig Schmid und der Therapeut und Coach Roger Marquardt unter den Mitgründern.

Aggressive Medienlandschaft

Initiator ist SP-Nationalrat Beat Jans. Er beobachtet in der Region eine aggressiver werdende Medienlandschaft. «Persönlich-

keitsrechte werden immer häufiger verletzt. Die Betroffenen wissen sich häufig nicht zu wehren oder es stellt sich Resignation bei ihnen ein.» Diese Abwärtsspirale eines «destruktiven Journalismus» gelte es zu brechen.

Der SP-Politiker, der in der Vergangenheit kaum von der BaZ angegangen wurde, steht mit der neuen Plattform in Verdacht, ein Instrument gegen politisch-missgünstigen Journalismus aufzubauen. Jans wehrt ab: «Es ist eine überparteiliche Plattform. Leider sitzen keine bürgerlichen Politiker im Vorstand, im Patronatskomitee sind aber faktisch alle Parteien vertreten.» Falls Sebastian Frehner (SVP) einen Mitgliedsantrag stellte, würde er mit offenen Armen empfangen, sagt Jans.

Falls Sebastian Frehner einen Mitgliedsantrag stellte, würde er mit offenen Armen empfangen, sagt Jans.

Krneta ist sich der Problematik bewusst, dass die Plattform für politische Zwecke missbraucht werden könnte. «Es wird eine Triage geben müssen: Welche Fälle unterstützen wir? In welchen Fällen sind mediale Vorwürfe berechtigt und journalistische Methoden im Rahmen des Üblichen?»

In der Vergangenheit sahen sich Regierungsrat Hans-Peter Wessels («Schwedenreisli»), die BastA!-Grossrätin Sibel Arslan (Schuldenskandal) sowie Finanzdirektorin Eva Herzog in der bürgerlichen Presse überbordender Kritik ausgesetzt.

Gegen Rassismus und Sexismus

Krneta nennt auch Fälle, in denen Privatpersonen oder Gruppierungen Ziele persönlichkeitsverletzender oder diskriminierender Berichte waren. Neben dem Coaching von Menschen ohne Medien-erfahrung will Fairmedia auch gegen Rassismus, Sexismus und Ausländerfeindlichkeit aktiv werden. Die Öffentlichkeit werde in solchen Fällen über Interventionen und Vorstösse informiert, schreiben die Plattform-Gründer.

Schutz vor den Medien – das bieten heute bereits der Presserat, die Unabhängige Beschwerdeinstanz (UBI) sowie die Gerichte, die Persönlichkeitsrechte schützen. Fairmedia biete aber mehr, erklärt Krneta. «Im Gegensatz zu Presserat oder UBI sind wir in der Lage, auch politisch aktiv zu werden und uns beispielsweise für ein «Recht auf Vergessen» bei Online-Publikationen einzusetzen – mit politischen Vorstössen etwa.»

Mit «Recht auf Vergessen» ist das Löschen von Online-Inhalten gemeint, das Opfer von persönlichkeitsverletzender Berichterstattung einfordern.

tageswoche.ch/+4bqx5

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.

Theater Basel

Das Theater mit den Elektrikern

von Matthias Oppliger

Kein Strom, kein Theater. So knapp diese Formel klingt, sie trifft zu. Beleuchtung, Beschallung und Bühnentechnik, alle hängen sie am Strom. Bei der Sanierung des Basler Stadttheaters kommt den elektrischen Anlagen also grosse Bedeutung zu. Der entsprechende Posten macht fast einen Viertel der gesamten Bausumme von 72 Millionen aus.

Den Auftrag von knapp 17 Millionen Franken hat sich ein Konsortium aus zwei Elektronunternehmen gesichert, die spanische Emte SLU sowie die Elektronorm Falconi SA aus Lugano. Beide Unternehmen gehören dem spanischen Baukonzern Comsa Emte an. An der Ausschreibung hat nur ein weiteres Unternehmen teilgenommen, die K. Schweizer AG aus Basel. Deren Angebot lag aber mit mehr als 22 Millionen Franken weit über jenem des Konsortiums.

Nun ist es ausgerechnet bei den Elektrikern zum Eklat gekommen. Weil der spanische Teil des Konsortiums überfordert war. Weil Vertragsbestimmungen nicht eingehalten wurden. Weil die Handwerker aus den zahlreichen Subunternehmen nicht zusammenarbeiten konnten.

Die Eskalation zeichnete sich schon lange ab, wie das Hochbauamt auf Anfrage darlegt. Ende Januar, knapp zwei Monate nach Vertragsunterzeichnung, wird das Hochbauamt vom Generalplaner darüber informiert, dass es auf der Baustelle mit den Elektrikern zu ersten Problemen kommt. Die Teamleiter sprechen, entgegen vertraglicher Zusage, kein Deutsch. Ausserdem stimmt die Qualität der Arbeiten nicht.

Sprachprobleme, Kulturunterschiede

Der Generalplaner, Thomas Bertschmann von der Gruner AG, sagt heute: «Es war bald klar, dass der spanische Teil des Konsortiums nicht in der Lage war, unsere Anforderungen zu erfüllen. Die Problemlösung mit den Verantwortlichen der Arbeitsgemeinschaft gestaltete sich schwierig, weil sie zum Teil nur Spanisch beziehungsweise Italienisch sprachen. Zu den sprachlichen Problemen kamen noch erhebliche kulturelle Unterschiede hinzu.»

Zwei Monate und eine erste schriftliche Mängelrüge später finden zweiwöchentliche Bausitzungen mit Hochbauamt, Generalplaner und Vertretern des Konsortiums statt. Ausserdem werden die Arbeitskontrollen intensiviert.

Doch obwohl die Elektriker bei ihren Arbeiten eng beaufsichtigt werden, zieht der Kanton die Reissleine erst am 3. August. Das Konsortium erhält eine letzte Mängelrüge, weil die Audiovisuelle Anlage nicht termingerecht fertiggestellt werden kann.

Am 14. August wird das spanische Unternehmen aus dem Vertrag entlassen, fortan werden die Arbeiten alleine von der Tessiner Elektronorm Falconi SA ausgeführt.

Bleibt die Frage, weshalb das Hochbauamt mehr als sechs Monate verstreichen liess, wenn die Probleme derart offensichtlich waren. Der stellvertretende Leiter, Thomas Fries, hält fest, dass sich die Schwierigkeiten zu Beginn in einem normalen Rahmen bewegt hätten. «Erst mit dem Start der Hauptarbeiten in der Spielpause wurde das Termin-Risiko offensichtlich.»

Zu wenig Personal auf der Baustelle

So gelang es dem Unternehmen etwa nicht, vor den Sommerferien ausreichend Personal zu rekrutieren. «Als die Bautätigkeit in die intensivste Phase gehen sollte, waren anfangs statt 30 Elektrikern bloss 13 auf der Baustelle anwesend», sagt Generalplaner Bertschmann.

Der Vertrag mit dem Konsortium hätte bereits im Frühjahr aufgelöst werden können, sagt Fries. Doch dies hätte eine Verzögerung von bis zu sechs Monaten bedeutet,

weil sich ein anderes Unternehmen zuerst mit dem Auftrag hätte vertraut machen müssen. «Diese Verzögerung konnten wir nicht hinnehmen.»

Es ist also klar, dass die Verantwortung beim spanischen Unternehmen liegt, da dieses den Vertrag nicht eingehalten hat. Zur Kasse gebeten werden die Elektriker aus Barcelona trotzdem nicht, wie Bertschmann erklärt: «Eine Konventionalstrafe werden wir nicht aussprechen können, weil wir dazu entsprechende, genau definierte Zwischenziele hätten festschreiben müssen. Dazu waren wir zum Zeitpunkt der Auftragsvergabe aus planerischen Gründen noch nicht in der Lage.»

Der Kanton als Bauherr wird die Mehrkosten also selbst tragen müssen. Thomas Fries vom Hochbauamt spricht von einem Betrag im «einstelligen Prozentbereich» der gesamten Bausumme. «Auch wenn die Mehrkosten zum heutigen Zeitpunkt noch nicht genau beziffert werden können, werden sie nicht mehr betragen als die Differenz zum nächsthöheren Angebot.»

tageswoche.ch/+y7pzt

ANZEIGE

UPK **Universitäre Psychiatrische Kliniken**
Basel

EINTRITT FREI

WIE SO?

ÖFFENTLICHE PUBLIKUMSVORTRÄGE IN DEN UPK BASEL

SUCHT UND ABHÄNGIGKEIT – NEUE MÖGLICHKEITEN IN DER BEHANDLUNG

EIN REFERAT VON:

PD DR. MED. MARC WALTER

CHEFARZT ERWACHSENEN-PSYCHIATRISCHE KLINIK UND PRIVATDOZENT FÜR PSYCHIATRIE UND PSYCHOTHERAPIE AN DER UNIVERSITÄT BASEL

DONNERSTAG
24. SEPTEMBER 2015
19–20 UHR
PLENUM 1, ÖKONOMIEGEBÄUDE
WILHELM KLEIN-STRASSE 27



www.upkbs.ch/
veranstaltungen

584C

Bildstoff**360°**

tageswoche.ch/360

Incheon

Man soll die Feste feiern, wie sie fallen: Südkorea gedachte der amerikanischen Fallschirmspringer, die vor 65 Jahren die Wende im Koreakrieg herbeiführten.

KIM HONG-JI/REUTERS

**Röszke**

Einsatz am Limit: Ungarn hat seine Grenzen dichtgemacht, bei illegaler Einreise drohen Flüchtlingen Haftstrafen oder Abschiebung.

LASZLO BALOGH/REUTERS

**Middletown**

Lauf, Fury: Im fünften Dürrejahr in Folge sind über 20000 Kalifornier auf der Flucht vor Waldbränden.

NOAH BERGER/REUTERS





Krasnojarsk

Rabiat russisch: Bungee-Jumping stammt aus dem Westen. Russen mögen es weniger safe und springen ohne Gummi-, dafür mit einem echten Seil.

ILYA NAYMUSHIN/
REUTERS



Hamburg

Deutscher Herbst: Grund zum Pöbeln gibt es ja immer, manchmal sogar zu Recht - in Hamburg protestierten Linksautonome gegen einen Aufmarsch von Rechtsextremen.

FABIAN BIMMER/
REUTERS



Eine Vielzahl von Flüchtlingen ist derzeit in Europa unterwegs. Der Blick in die Geschichte kann dabei helfen, dieser Situation mit mehr Gelassenheit zu begegnen.

Die neue Völkerwanderung

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Angesichts der enormen Flüchtlingszahlen sprechen manche von einer Völkerwanderung. Was wird damit gesagt und was ist damit gewonnen? Der Begriff wird zum Teil völlig arglos verwendet, um die ausserordentliche Dimension der Migrationsbewegung auszudrücken und zugleich darauf hinzuweisen, dass es auch ausserordentliche Anstrengungen braucht, um eine anständige Aufnahme sicherzustellen.

Zu einem anderen Teil ist der Begriff Völkerwanderung aber auch negativ besetzt. In diesem Verständnis wird er von denjenigen verwendet, die eine angsteinflössende Massenbewegung vor sich sehen – wie eine Springflut. Dazu gehört die Furcht vor Verdrängung, Unterwanderung oder Überlagerung. Die Angst vor Völkerwanderungen gehört zur Grundausstattung der westeuropäischen Kollektivseele.

Wie es zu dieser Angst gekommen ist, ist schwer festzustellen. Tiefliegende Erinnerungen an den Einfall der Langobarden im 6. Jahrhundert? An die Eroberung der Iberischen Halbinsel durch die Araber im 8. Jahrhundert? An die Ungarnstürme des 10. Jahrhunderts? An die Türken vor Konstantinopel (1453) und vor Wien (1519 und 1683)? Doch das waren grösstenteils militärische Feldzüge und keine «Wanderungen». Vor Gleichsetzungen sollten wir uns hüten, denn was uns die Geschichte präsentiert, sind immer wieder neue Ereignisse.

Mythos Masseneinwanderung

Der Begriff der Völkerwanderung kam erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf, das damit verbundene Bild eines Schauer-szenarios erfreute sich im folgenden 19. Jahrhundert besonderer Beliebtheit in den sich immer stärker verbürgerlichen Gesellschaften. Noch in den 1950er-Jahren wurde der Basler Schuljugend in der Heimatkunde das Bild vom Sturm der wilden Germanen vermittelt, die, aus dunk-

len Wäldern kommend, Augusta Raurica mit seiner hochstehenden Zivilisation dem Erdboden gleichmachten oder in einem anderen Bild als eher friedliche Alemanen das spätere Baselbiet infiltrierten.

Die heutige Forschung distanziert sich von der Vorstellung, dass ganze Volkseinheiten als kompakte Trecks aufbrachen und sich ebenso kompakt an einem anderen Ort niederliessen. Das wird heutzutage als Mythos eingestuft. Zu Recht wird dabei auch der ethnisierende Volksbegriff in Frage gestellt.

Nicht die schiere Masse schockiert, sondern der Verlust der illusionären Vorstellung der Steuerbarkeit.

In einem kürzlich veröffentlichten Interview mit der «Aargauer Zeitung» sprach der Bremer Soziologe Gunnar Heinsohn ebenfalls von einer «neuen Völkerwanderung» und rechnete mit seinen Makrodaten vor, dass wegen des Geburtenüberschusses «allein» 540 Millionen Menschen aus Afrika und aus dem arabischen Raum auswandern wollen. Entsprechend gross war die Aufregung im anschliessenden Blog. Da wurde etwa angeregt, es müsse mit Förderprogrammen dafür gesorgt werden, dass europäische Frauen «etwas» mehr Kinder zur Welt brächten.

Der Berliner Politologe Herfried Münkler skizzierte in der NZZ ein Gegenbild dazu. Er charakterisierte Migration sozusagen als Normalphänomen und als Innovationsgenerator und erinnerte daran, dass im 19. Jahrhundert über 50 Millionen Menschen aus Europa nach Amerika auswanderten. Massenmigration würde, so Münkler, weniger wegen der schieren Menge

schockieren als wegen des Verlusts der illusionären Vorstellung der Steuerbarkeit.

Hier würde der Blick in die Geschichte helfen. Doch in welcher Weise? Sie könnte mit ihrem Panoramablick dazu ermuntern, der Gegenwart mit einer gewissen Gelassenheit zu begegnen.

Diese Gelassenheit ist offensichtlich nicht überall vorhanden. Natürlich gibt es in der Schweiz bei den Rechtsnationalen die ewig gleiche Tendenz, auf Vorrat in Panik zu machen. Da dürfte man sich an das Jahr 1999 erinnern, als vor dem Hintergrund des Kosovokrieges kurzfristig an die 50 000 Flüchtlinge in die Schweiz kamen.

Deutlich ist die breite Ablehnungsfront in den mittel- und osteuropäischen EU-Staaten. Die stossende Weigerung, sich an der Aufnahme von Flüchtlingen zu beteiligen, ist unter anderem damit erklärt worden, dass diese Länder unter der Sowjetfremdherrschaft gelitten hätten. Besonders im Falle Polens komme die starke Homogenität der Bevölkerung erschwerend hinzu: Weil der Ausländeranteil nur 0,3 Prozent beträgt, möchte man – paradoxer- und doch auch logischerweise – keine Ausländer haben.

Vorgeschoben ist die in Polen zu hörende Begründung, dass man Kapazitäten für eine künftige Fluchtwelle aus der Ukraine bereithalten müsse. Mit im Spiel dürften auch die Reste einer alten, gegen den «Osten» gerichteten Bollwerkmentalität (extra muros) aus früheren Jahrhunderten sein. Die starke Präsenz antiislamistischer Argumente weist darauf hin. Dagegen vermag selbst der Aufruf des streng katholischen Solidarnosc-Führers Lech Walesa wenig auszurichten.

Polen mit seinen 38 Millionen Einwohnern (und einer bescheidenen Besiedlungsdichte von 123 Einwohnern/km² gegenüber 227 Einwohnern/km² in Deutschland) hat als grösstes Land in der östlichen EU-Zone eine besondere Verantwortung für die Haltung der sogenannten Visegrad-Gruppe



Vom alten Kontinent nach New York: Bis ins frühe 20. Jahrhundert wanderten 50 Millionen Europäer in die USA aus. FOTO: GETTY IMAGES

(zusammen mit Ungarn, Tschechien, Slowakei). Bei diesen Ländern zeigte sich übrigens eine bemerkenswerte Übereinstimmung in der Bereitschaft von 2003, den Irak-Krieg zu unterstützen.

Eine Ursache für diese befremdliche Haltung könnte die vergleichsweise kurze EU-Mitgliedschaft und das entsprechend erst schwach internalisierte Prinzip der Solidarität sein. Der östliche Teil der Union wäre jedoch zu einer doppelten Solidarität verpflichtet: zum einen ihren westeuropäischen Unionsmitgliedern, zum anderen den hilfesuchenden Flüchtlingen gegenüber.

Solidarität ist kein Einbahnprinzip

Die Westmitglieder mahnen zu Recht, dass Solidarität kein Einbahnprinzip sei, bei dem man bloss Unterstützung – wie bei der Heranführung an den Westen – entgegennehmen kann, ohne im Bedarfsfall selber etwas beizutragen. EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker hat in den letzten Tagen vor dem Europäischen Parlament den EU-Staaten ins Gewissen geredet und (möglicherweise speziell an die Adresse der Osteuropäer) darauf hingewiesen, dass die Religion der Flüchtlinge (ob Christen, Juden, Muslime) keine Rolle spielen dürfe.

Bemerkenswert ist sodann, wie sich nun einzelne Staaten darüber freuen können, dass die Flüchtlinge ausgerechnet zu ihnen –

vor allem nach «Allemania» oder «Germany» – und nicht in andere Länder wollen. Für Dänemark ist es so plötzlich zu einer kleineren Irritation geworden, dass Flüchtlinge nicht dableiben, sondern nach Schweden wollen. Es wird sich auch jetzt wieder zeigen, dass die Aufnahme von Flüchtlingen kurzfristig zwar auch eine Last bedeutet, mindestens mittelfristig aber das Aufnahmeland stärkt.

Wer Flüchtlinge nicht aufnehmen will, gibt sich als besonders weise, indem er fordert, den armen Menschen solle am Herkunftsort geholfen werden. Doch im Fall von Syrien ist diese Haltung in keiner Weise weise, sondern absurd und zynisch. Das Argument, man solle diese Menschen in ihren «Kulturen» lassen, fixiert die Menschen auf Herkunft und verkennt die trotz Beharrungsvermögen bestehende Wandelbarkeit der Spezies Mensch.

Die sozusagen ersatzhalber empfohlene Hilfe «vor Ort» muss sich in Kriegs- und Krisengebieten auf elementare Nothilfe beschränken. In den unmittelbaren Nachbarländern und an den «Hot Spots» der europäischen Grenze braucht es mehr: insbesondere Schulbildung für die vielen jungen Menschen, damit sie nicht zu einer «verlorenen Generation» werden. Hilfe in der Ferne macht Hilfe direkt vor der Haustüre keineswegs überflüssig.

Der CSU-Vorsitzende Horst Seehofer hat in seiner Polemik gegen die in seinen Augen zu milde CDU-Kanzlerin Angela Merkel ein interessantes Bild verwendet. Im «Spiegel» erklärte er, die Öffnung der Grenzen sei ein fataler Entscheid gewesen: «Ich sehe keine Möglichkeit, den Stöpsel wieder auf die Flasche zu kriegen.»

Bislang kommen nur die Vorböten

Was ist oder soll dieser Stöpsel sein? Heisst er Frontex? Oder sind das die Nato-Drahtrollen (200 Meter in Edelstahl versandkostenfrei à 479 Euro)? Und die Flasche beziehungsweise der Flascheninhalt? Das ist der gerade aktuelle Menschenstrom und im Grund genommen die Migration der ganzen Welt. Wenn die in Bewegung kommt, wird auch der bayrische Landesfürst keinen Stöpsel dagegen haben.

Die beeindruckenden Massenlandungen an den griechischen und italienischen Mittelmeerküsten und der Massenandrang auf der Balkan-Route sind nur Vorböten von anderen Bewegungen, die noch folgen können. Wir erfahren jetzt konkret, was wir vorher eigentlich schon wussten: Die Welt ist zu einer Schicksalsgemeinschaft geworden, und die einzelnen Nationen können sich nicht auf rein nationale Aufnahme- und Abwehrreaktionen beschränken.

tageswoche.ch/+ctwbm

×

Die Flüchtlingskrise hält Europa in Atem. Eine von der EU-Kommission entwickelte Strategie findet keine Mehrheit in Brüssel, und nun macht auch noch Berlin Schwierigkeiten.

Die drei Probleme der EU-Flüchtlingspolitik

Hallo und herzlich Willkommen – die meisten Flüchtlinge wollen unbedingt nach Deutschland.

FOTO: REUTERS



von Eric Bonse

Zu wenig Europa, zu wenig Union»: Gerade einmal eine Woche ist es her, dass Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker der EU dieses blamable Zeugnis ausgestellt hat. Nationalismus und Egoismus machten eine gemeinsame Flüchtlingspolitik fast unmöglich, Lage der Luxemburger in seiner Rede zur «Lage der Union».

Das Treffen der EU-Innenminister am Montagabend in Brüssel hat dafür erneut einen traurigen Beweis geliefert. Noch nicht einmal auf eine Quote zur fairen Verteilung der Flüchtlinge konnten sich der deutsche Bundesinnenminister Thomas de Maizière und seine 27 Amtskollegen einigen. Umstritten war sogar die Zahl von 160 000 umzuverteilenden Menschen.

De Maizière will jetzt Druck machen – und eine Entscheidung beim nächsten Ministertreffen am 8. Oktober erzwingen. Zur Not müsse man den unsolidarischen Staaten in Osteuropa eben die EU-Subventionen kürzen, fordert der CDU-Mann. Aus Berliner Sicht gibt es zu diesem harten Kurs wohl keine Alternative. Schliesslich kann Deutschland die Last der Krise nicht mehr lange allein schultern.

Problem 1: Die Flüchtlinge wollen nach Deutschland

Indes: Die Umverteilung von Flüchtlingen lässt sich nicht erzwingen – schon gar nicht, wenn weder Menschen noch Staaten mitspielen. Genau das ist aber das Problem. Die meisten Flüchtlinge wollen unbedingt nach Deutschland – in diesem Punkt haben Quotenkritiker wie der slowakische Innenminister Robert Kalinak durchaus recht. Man wird diese Menschen nur mit Zwang in andere Länder schicken können.

Will das de Maizière? Ist er tatsächlich bereit dazu, Flüchtlingstransporte aus Griechenland oder sogar Deutschland nach Polen zu organisieren? Und wie will er reagieren, wenn die zwangsverschickten Menschen aus Warschau nach Berlin zurückkehren? Nach Darstellung der EU-Kommission haben die Quoten-Flüchtlinge keine Wahl mehr. Sie müssten also gegen ihren Willen zurückgeschickt oder ausgewiesen werden.

Die Quote ist offensichtlich nicht zu Ende gedacht. Die Menschenrechtsorganisation Pro Asyl hat sie gar als «weltfremd» kritisiert. «Eine Quote, wo man kreuz und quer Menschen durch Europa schiebt, gegen ihren Willen, wird scheitern», warnen die Experten. Zudem sei die Zahl von 160 000 überholt. Das UNO-Flüchtlingshilfswerk fordert, Europa müsse mindestens 200 000 Menschen aufnehmen.

Problem 2: Dublin wird schon seit Jahren gebrochen

Die Quote ist allerdings nicht die einzige Schwachstelle im deutsch-europäischen Krisenplan. Noch problematischer ist, dass Brüssel und Berlin an der gescheiterten Dublin-III-Verordnung festhalten. Sie sieht

vor, dass für die Flüchtlinge in der Regel derjenige EU-Staat zuständig ist, in dem sie ankommen. Doch diese Regel wird schon seit Jahren gebrochen – zuerst von Italien und Griechenland, zuletzt auch ganz offen von Deutschland.

«Dublin ist tot», hiess es in Berlin vor zwei Wochen, als es galt, den in Ungarn malträtierten Syrern zu helfen. Doch nun soll der Verstorbene wiederbelebt werden. Und Deutschland wieder eine Insel der Seligen – umgeben von sicheren Herkunftsländern (auf dem Westbalkan) und zuverlässigen EU-Partnern, die Dublin brav umsetzen. Man muss kein Experte für EU-Recht sein, um einzusehen, dass sich diese Position nicht halten lässt.

Dies hat auch Simonetta Sommaruga enttäuscht mitgeteilt. Nach dem Treffen in Brüssel, an dem die Bundespräsidentin teilnahm, wählte sie klare Worte und forderte: «Dublin muss weiterentwickelt werden.»

Problem 3: Die Grenzkontrollen sind als Druckmittel gescheitert

Und da ist noch eine dritte Sollbruchstelle: Schengen. In seiner Rede sagte Juncker, während seiner Amtszeit werde am Abkommen für die grenzenlose Reisefreiheit nicht gerüttelt. Offenbar wusste er da noch nicht,

was de Maizière im Schilde führte. Mit dem Entscheid, die Grenzkontrollen zu Österreich wieder einzuführen, hat der deutsche Bundesinnenminister eine Kettenreaktion ausgelöst. Immer mehr Staaten folgen dem schlechten deutschen Beispiel und machen ihre Grenzen dicht.

De Maizière hat das Gegenteil von dem erreicht, was er eigentlich bezweckt hatte: Die im Alleingang verhängten Grenzkontrollen sollten Druck auf die Osteuropäer machen, sich endlich solidarisch zu zeigen. Stattdessen fühlen sich Polen, Tschechen, Slowaken und Ungarn in ihrer Haltung bekräftigt; Premier Viktor Orban beglückwünschte de Maizière sogar ausdrücklich. Und nun wackelt auch noch Schengen und damit ein Grundpfeiler der europäischen Einigung.

«Zu wenig Europa, zu wenig Union»: Junckers Klage ist heute aktueller denn je. Doch leider haben dazu auch jene beigetragen, die – völlig zu Recht – mehr Solidarität einfordern. Auch Juncker selbst ist nicht ganz unschuldig. Sein Krisenplan kam zu spät, er geht nicht weit genug und nährt neue Illusionen.

«Too little, too late» hiess es in der Eurokrise immer wieder. Das scheint sich nun in der Flüchtlingskrise zu wiederholen.

tageswoche.ch/+w3hpy

×

ANZEIGE

MAMMOGRAFIE-SCREENING KANTON BASEL-STADT



Besser leben durch Krebs-Früherkennung

Der Kanton Basel-Stadt ermöglicht allen Frauen ab dem 50. Lebensjahr, am **Programm zur Brustkrebs-Früherkennung** freiwillig teilzunehmen.

Wir können Brustkrebs nicht verhindern – aber wir können ihn gemeinsam mit den Basler Radiologen durch Mammografie frühzeitig entdecken.

Es ist Ihre persönliche Entscheidung, an diesem Programm teilzunehmen. Besprechen Sie Ihre Entscheidung in Ihrer Familie und/oder mit Ihrem Arzt.

Wir freuen uns auf Ihren Anruf unter Tel. 061 319 91 70 für eine Terminvereinbarung im Programmzentrum.

Mammografie-Screening Kanton Basel-Stadt
Mittlere Strasse 35 | 4056 Basel | Telefon 061 319 91 70
Fax 061 319 91 79 | info@mammografiescreeningbasel.ch
www.mammografiescreeningbasel.ch

Die !Mediengruppe Bitnik hat für das Haus der elektronischen Künste einen Softwarefehler in Stein gemeisselt. Auch sonst sind die beiden Kunstschaaffenden leidenschaftliche Störenfriede.

«Scheitern ist eine von vielen Möglichkeiten»

von Matthias Oppliger

Auf dem Dreispitz gibt es jetzt auch Kunst am Bau. Das Genre geniesst nicht den besten Ruf. Zu schwer wiegen die Erinnerungen an die vielen seltsamen Metallskulpturen und malerischen Unfälle, die die hiesigen Schul- und Verwaltungsgebäude zieren. Doch das Haus für elektronische Künste (H3K) hat Mitte September eine Arbeit präsentiert, die mit dem schlechten Image der verbauten Kunst aufräumen kann.

Das Künstlerpaar Carmen Weisskopf und Domagoj Smoljo aka. !Mediengruppe Bitnik hat die Aussenfassade des H3K mit einem Bildfehler, einem «Glitch», versehen. Zwei Tage nach der Vernissage haben wir Weisskopf und Smoljo in ihrem Atelier in Zürich zum Gespräch getroffen.

Kommentar-Trolle lieben das Ausrufezeichen. Die !Mediengruppe Bitnik trägt es im Namen. Wollen Sie die Realität trollen?

Domagoj Smoljo: Beim Programmieren bedeutet das Ausrufezeichen eine Verneinung. Der Name ist damit Behauptung und Verneinung zugleich, eine Verfremdung der Realität.

Carmen Weisskopf: Unser Name und damit auch das Ausrufezeichen verweisen zudem auf unsere künstlerische Heimat, das Internet und alle seine Subkulturen. Dazu gehören auch die verschiedenen Trollkulturen.

Die eine grosse Gemeinsamkeit haben: Sie wollen irritieren, stören. So wie Sie.

CW: Ich verstehe Trolle als Menschen, die ein System verstanden haben und darin eingreifen, oft zur eigenen Unterhaltung. Dieser Eingriff kann von harmlos bis bösartig reichen. Im Internet gibt es Nutzer und Menschen, die mitgestalten. Doch wer das will, muss Teil des Systems werden, muss seine Sprache lernen. Dieser Moment des sich Aneignens interessiert uns. Wir neh-

men ein System persönlich und bringen es dazu, in unserem Sinne zu funktionieren.

Was macht diese Subversivität künstlerisch so interessant?

CW: Subversion würde ich verstehen als einen Eingriff in ein System mit dem Ziel, eine Veränderung dieses Systems zu erreichen. Das machen wir nicht. Wir wollen ein System stören, um zu sehen, was passiert. Ein sehr wichtiger Moment ist bei uns der Kontrollverlust.

DS: «Der Random Darknet Shopper» etwa hat völlig autark funktioniert. Wir hatten keine Kontrolle darüber, was aus dem Darknet in den Ausstellungsraum transportiert wird. Und das Paket für Julian Assange wurde ins Postsystem eingespeist. Wir konnten nur noch zuschauen, was damit geschieht.

CW: Unsere Arbeiten lösen keine Um-schichtung herrschender Systeme aus. Sie öffnen allenfalls temporäre Handlungsräu-

!Mediengruppe Bitnik, das sind Carmen Weisskopf (1976) und Domagoj Smoljo (1979). Weisskopf wächst in Zürich und Südenland auf, Smoljo in Kroatien und St. Gallen. Während des Studiums an der Zürcher Hochschule der Künste entsteht ein loses Kollektiv von Künstlern, die mit digitalen Medien arbeiten. Aus diesem entsteht später die !Mediengruppe Bitnik.



Die !Mediengruppe Bitnik operiert von Zürich aus. Ihre künstlerische Heimat ist jedoch das Internet.

FOTOS: CASPAR URBAN WEBER

me. Wenn unsere Kunst etwas hervorbringt, sind es Momente des Empowerment.

Empowerment ist doch subversiv.

CW: Wir zeigen auf, dass die scheinbar starren Systeme, die uns umgeben, mitgestaltet werden können. Die heutige Kontrollgesellschaft sagt uns, dass es nur noch eine Version gibt. Dagegen wehren wir uns. Jede Technologie birgt unterschiedliche Potenziale.

Dank dem «Random Darknet Shopper» wissen wir nun: Eine Software darf zwar Drogen kaufen, nicht jedoch besitzen. Das heisst, Sie loten Grenzen neu aus, auch juristische. Haben Sie eine Rechtsschutzversicherung?

DS: Nein, aber wir haben einen guten Freund, einen Anwalt, der uns in Rechtsfragen beisteht und vertritt. Er hat das Projekt mit dem Shopper im Vorfeld begleitet und für uns ein Gutachten geschrieben.

Klären Sie die juristischen Risiken immer ab? Etwa damals, als Sie das Zürcher Opernhaus verwanzt haben?

CW: Wir tun das oft, aber nicht, weil wir juristische Konsequenzen fürchten. Es handelt sich dabei viel mehr um einen Teil der Recherche.

DS: Das geschah auch bei der Opernhaus-Aktion. Unser Selbstverständnis stammt aus dem Netz, wir nehmen einen Input und machen selbst etwas daraus. Doch überträgt man diese Copy-paste-Methode aus dem Computer auf ein altehrwürdiges Kulturhaus, werden automatisch spannende Fragen aufgeworfen. Als dann die ersten Briefe mit juristischen Drohungen ankamen, wollte unser Anwalt vor Gericht gehen. Doch wir sehen das Gericht nicht als unsere Performance-Bühne. Wir wollten lieber eine einvernehmliche Lösung finden.

Der «Random Darknet Shopper» wurde Anfang Jahr von der Staatsanwaltschaft in St. Gallen beschlagnahmt, weil er zehn Ecstasy-Tabletten gekauft hat. Die Geschichte ging um die Welt. Besser hätte es nicht laufen können.

CW: Klar, aber wir waren zuerst trotzdem verunsichert. So wussten wir etwa nicht, ob nun unser Atelier durchsucht wird. Und?

CW: Die Geschichte ging für uns zum Glück glimpflich aus, doch beschäftigt hat sie uns monatelang. Aber Narrativ und Timing waren perfekt.

Wurde es schon einmal richtig ernst?

DS: Nein. Das Opernhaus hat uns zwar mit einer Klage gedroht, irgendwann aber wurde der öffentliche Druck zu gross. Dann haben sie die Aktion akzeptiert und uns sogar die Wanzen zurückgegeben, die sie bereits entdeckt hatten.

CW: Es ist uns wichtig, dass unsere Arbeiten nicht als Angriff verstanden werden. Damals ging es uns nicht etwa darum, die Oper abzuschaffen. Im Gegenteil. Wir waren erstaunt, dass sich eine Kunstform seit 200 Jahren kaum verändert hat und wollten wissen, ob wir nicht ein wenig mitgestalten können. So haben sie es dann auch verstanden und die Sache letztlich mit Humor nehmen können.



«Der Kontrollverlust ist bei uns ein wichtiger Moment», sagen die Künstler.

Also ist in der Schweiz recht viel möglich.

CW: Ja, es zeugt von einem gutem Selbstbewusstsein, dass es hier solche Aktionen erträgt. Die Schweiz ist ein guter Nährboden für Künstler.

DS: Das gilt auch für die Satire.

«Die Kontrollgesellschaft von heute sagt uns, dass es nur noch eine Version gibt.

Dagegen wehren wir uns.»

Apropos Satire, Ihre Arbeiten zeichnen sich auch oft durch einen gewissen Humor aus. Mir fällt beispielsweise das Projekt «Our Man in India» ein.

CW: Im Jahr 2008 war «Telearbeit» das Schlagwort der Stunde. Wir haben in Indien einen Mann angestellt, der Stellenausschreibungen europäischer Unternehmen persönlich genommen und schriftliche Absagen erteilt hat. Etwa, dass er die Stelle als Programmierer in Rotterdam nicht antreten könne, weil er ein kleines Kind zu Hause habe. Die Firmen waren verwirrt, weil diese Art von Antwort im System Stellenausschreibung nicht vorgesehen ist. Das Ganze wurde live in eine Ausstellung im Plug.In in Basel übertragen.

DS: Bei allen unseren Arbeiten zielen wir auf eine konzeptuelle Ästhetik und wollen eine Geschichte erzählen, die den Menschen einleuchtet. Humor bewirkt sehr viel.

Sie setzen auf den Kontrollverlust und gehen damit das Risiko ein zu scheitern. Ist das schon einmal passiert?

DS: Wir scheitern mit vielen Ideen, aber meist vor der Realisierung. So mussten wir vor Kurzem ein Projekt absagen, weil ein grosses deutsches Museum das juristische Risiko nicht eingehen wollte. Dort haben wir eine Software programmiert, die alle Bilder auf der Museums-Website durch algorithmisch ähnliche Bilder austauschte. Auf diesem Weg wurde aus einem Stiftungslogo eine Automarke. Das Museum hatte Bedenken wegen Copyright-Fragen, da auf der Website andere Regeln herrschen als im Ausstellungsraum.

Dieser Kontrollverlust macht Sie ab einem bestimmten Zeitpunkt zu Zuschauern Ihrer eigenen Arbeit. Ist das vielleicht der Grund, weshalb Ihre Kunst zugänglich bleibt, obwohl Technologie und Konzepte dahinter sehr abstrakt sind?

DS: Viele unserer Arbeiten setzen stark auf einen Livemoment, das ist spannend für die Zuschauer. Als unser Paket für Julian Assange unterwegs war, hat es über Stunden nur schwarze Bilder gesendet. Und dennoch schauten Tausende Leute zu. Das Potenzial einer solchen Situation ist riesig, es kann jeden Moment fast alles passieren. Wird das Paket vom Geheimdienst abgefangen und zerstört? Blickt Assange gleich grinsend in die Kamera? Diesen Moment wollen wir rauskitzeln.

CW: Eine solche Situation schafft eine Hyperrealität, in der plötzlich mehr möglich ist als sonst. Die Situation ragt aus dem Alltag. Das finden die Leute interessant.

Sie haben das Paket-Projekt im Buch «Delivery for Mr. Assange» dokumentiert. Darin ist eine Szene beschrieben, in der Sie Assange in der ecuadorianischen Botschaft zum Fondueessen besucht haben. Nach einer langen, weissweinreichen Nacht schimpfen Sie betrunken über den Überwachungsstaat, Herr Smoljo. Sind Sie noch Künstler oder bereits Aktivist?

DS: Das war nach den Enthüllungen von Edward Snowden. Ich habe mich damals ganz persönlich aufgeregt, weil ich zum Beispiel Skype jahrelang genutzt habe. Mein Vertrauen in dieses System wurde missbraucht. Das kotzt mich an. Natürlich agieren wir als Künstler in solchen Momenten persönlich.

Also ist Ihre Kunst eine persönliche Verarbeitung?

DS: Sicher auch, wir müssen aber trotz persönlicher Haltung offen an ein Thema herangehen. Einseitigkeit ist nicht interessant. Hier kommt wieder der Kontrollverlust ins Spiel, er unterscheidet die Kunst vom Aktivismus. Wir verbreiten keine politische Botschaft, die in dicken Lettern auf unseren Arbeiten prangt, sondern schaffen Situationen, welche eine Diskussion über Themen erlauben. Bei uns ist das Scheitern eine von vielen Möglichkeiten. Ein Aktivist dagegen will das Scheitern möglichst ausmerzen.

Sie haben mit Wikileaks zusammengearbeitet und Julian Assange später Ihr Paket für eine eigene Aktion zur Verfügung gestellt. Damit machen Sie doch gemeinsame Sache.

CW: Wir hatten nie das Gefühl, dass Wikileaks unsere Arbeit manipulieren will. Sie haben eine erstaunliche Offenheit an den Tag gelegt. Das gilt auch für Assange, er lebt inzwischen seit drei Jahren in einer Botschaft und hat sich trotzdem einen offenen Geist bewahrt. Aber klar, wir wurden in den Medien gelegentlich als Wikileaks-Anhänger bezeichnet. Das geschieht, wenn man Kunst ausserhalb der dafür vorgesehenen Räume macht.

«Es ist uns wichtig, dass unsere Arbeiten nicht als Angriff verstanden werden.»

Sie beziehen mit Ihrer Kunst immer wieder Position zu aktuellen oder latent aktuellen politischen Themen. Werden Sie mit dem Anspruch konfrontiert, «doch mal dazu etwas zu machen», zur Flüchtlingskatastrophe zum Beispiel?

DS: Einen konkreten Druck spüren wir nicht. Doch wir überlegen schon länger, wie wir das Thema Flüchtlinge aufgreifen könnten. Es ist wahnsinnig schwierig, die persönliche Betroffenheit zu abstrahieren oder einen Moment zu finden, der noch Humor zulässt.

CW: Die Situation um die Flüchtlinge ist stark determiniert. Es gibt Helfer und Opfer. Das macht es für uns nicht einfach, künstlerisch zu handeln. Denn wenn die Rollen scheinbar derart klar verteilt sind, ist es schwierig, noch eine andere Version zu schaffen.

Das Material für Ihre Kunst finden Sie vorwiegend im digitalen Raum. Sie kreieren und hacken Software. Ihre neueste Arbeit für das Haus der elektronischen Künste auf dem Dreispitz fällt aus dem Rahmen. Hatten Sie die Nase voll von Code und wollten deshalb mit handfesten Materialien wie Beton und Stahl arbeiten?

CW: Wir arbeiten immer wieder mit handfesten Materialien, «H3333333K» ist aber tatsächlich unser erstes permanentes Werk. Es ging uns darum zu zeigen, dass über Digitales auch ohne digitale Mittel gesprochen werden kann.

DS: Das Aussehen heutiger Architektur wird stark vorgegeben durch die Visualisierungs-Software. Diesem System wollten wir auf den Grund gehen. Moderne Architektur-Visualisierungen sehen nicht selten täuschend echt aus, erst beim näheren Hinsehen fliegt die Täuschung auf. Diesen surrealen Moment wollten wir in Beton und Stahl umsetzen. Mit dem «Glitch» haben wir etwas sehr Flüchtiges permanent werden lassen.

CW: Es schien uns eine lustige Idee, einen Softwarefehler in Stein zu meisseln. **Kontrollverlust und Architektur passen schlecht zusammen.**

CW: An der Eröffnung habe ich viele Leute beobachtet, die vor der Wand standen und sich gefragt haben, wie diese Wand jetzt noch funktionieren kann, die Statik, die Regenrinne. Bei einem gewöhnlichen Gebäude stellen sich diese Fragen nicht. Erst der Fehler in einem System verweist auf die Funktionalität desselben.

Das Publikum ist fester Bestandteil Ihrer Kunstwerke, indem es reagiert und die Geschichte vielleicht sogar weiterdreht. Wann ist eine solche Arbeit beendet?

DS: Unsere Live-Performances sind aus unserer Sicht beendet, wenn wir eine Version schaffen können, die auch ohne unser Zutun funktioniert. Wenn es uns gelingt, eine temporäre Arbeit in den musealen Raum zu übersetzen. Es gibt jedoch Arbeiten, die weiterleben, zum Beispiel indem sie medial aufgegriffen werden.

CW: Der «Random Darknet Shopper» ist eine solche Arbeit, die uns im Moment ständig wieder einholt.

Weil sie Spuren hinterlassen hat. Gehört die rechtliche Diskussion noch zum Kunstwerk?

CW: Wir sind uns gewohnt, dass sich unser Material dauernd verändert. Dort, wo wir herkommen, im Internet, ist das eine Selbstverständlichkeit. Vieles liegt dann gar nicht mehr in unserer Hand. Der «Shopper» hat Fragen aufgeworfen, die uns zuerst nicht besonders relevant erschienen. Aber wenn jetzt über die Verantwortlichkeit

von Software nachgedacht wird, ist das eine schöne Weiterentwicklung unserer künstlerischen Arbeit.

DS: Wenn unsere Arbeiten ohne uns funktionieren, ist das der Idealfall.

«Kunst muss die Gesellschaft reflektieren, das ist ihre nobelste Aufgabe.»

In einem Interview 2009 haben Sie gesagt, dass Sie nicht am Kunstmarkt teilnehmen, kaum Werke verkaufen und hauptsächlich von Fördergeldern, Stipendien und Kunstpreisen leben. Gilt das noch?

DS: Damals hatten wir beide noch eine Anstellung an der Kunsthochschule und konnten so Bitnik quersubventionieren. Doch vor drei Jahren haben wir diese Jobs aufgegeben. Inzwischen können wir auch Arbeiten verkaufen.

Dann ist ein Markt entstanden für Ihre Kunst?

CW: Ja, der Markt hat sich zu unseren Gunsten entwickelt. Früher wollten viele Museen und Sammler eine Videoinstallation nicht kaufen, wenn das Video dazu auf Youtube war. Solche Gespräche müssen wir heute aber nicht mehr führen. Die Museen regen uns sogar dazu an, Fotos der Ausstellung über Twitter zu verbreiten.

Für Sie als Künstler in der Schweiz bleiben Fördergelder aber weiterhin eine wichtige Einkommensquelle?

CW: Unsere Arbeiten sind als schriftliches Konzept nicht wirklich geeignet, gefördert zu werden, weil sie sehr abstrakt klingen. Oft überzeugt erst die umgesetzte Version. Deshalb finanzieren wir die allermeisten Arbeiten selbst vor.

Und wie leben Sie davon?

DS: Inzwischen können wir uns selbst regelmässig einen Lohn auszahlen. Der fällt manchmal höher und manchmal tiefer aus. Unser Lebensstandard entspricht dem von Studenten, dafür haben wir grosse Freiheiten und dürfen viel reisen.

CW: Seit wir unsere Jobs an der Hochschule aufgegeben haben, nehmen wir nicht mehr an Ausstellungen teil, wenn nicht mindestens unsere Kosten bezahlt werden. Das hat dazu geführt, dass wir nicht mehr so oft in der Schweiz ausstellen, weil hier für Gruppenausstellungen kaum Ausstellungshonorare bezahlt werden.

Ihre Arbeiten sind immer auch Systemkritik. Trotzdem nehmen Sie öffentliche Gelder an, stört Sie dieser Widerspruch nicht?

CW: Überhaupt nicht. Wir kritisieren ja nicht den Staat als Ganzes, sondern stets ein Teilsystem. Es ist wichtig, dass auch staatlich finanzierte Kunst kritisches Potenzial haben darf.

DS: Kunst muss die Gesellschaft reflektieren, das ist ihre nobelste Aufgabe.

tageswoche.ch/+zi5a0

×

Am Freitag beginnt in England die Rugby-WM. Spannende Fakten zum drittgrössten Sportereignis der Welt.

Hooligansport des Bürgertums

Nicht zu halten: Die «All Blacks» dominieren das Rugby seit Jahren.

FOTO: REUTERS



von Christian Henkel

Man sagt, Rugby sei ein Hooligansport, ausgeübt von Gentlemen. Das Spiel ist von intensiver Physis geprägt und wirkt auf Laien ungestüm, hart und brutal. Dabei ist Rugby durch grossen Sportsgeist und unvergleichliche Fairness gekennzeichnet. Die Tradition gebiete es, Schiedsrichterentscheidungen klaglos hinzunehmen. Dem Gegner, der während einer Partie harte Attacken zu ertragen hat, wird nach Spielende höchster Respekt erwiesen. Pfiffe der Zuschauer oder Ausschreitungen zwischen verfeindeten Fangruppen sind unbekannt.

Auch wenn das Spiel zufällige Betrachter an eine Strassenschlägerei erinnern mag, ist Rugby in England weitgehend ein Sport des Bürgertums. Während gerade einmal sechs Prozent der Fussballer ein Elite-Internat besucht haben, sind es bei den Rugby-Spielern fast 60 Prozent. Auch in den anderen grossen Rugby-Nationen ist das Spiel mit dem eiförmigen Lederball immer noch vorwiegend eine Sache des Establishments.

Am Anfang stand ein Handspiel – die unterschiedlichen Arten des Rugby

Die Rugby-Geschichte beginnt der Legende nach mit einem Regelverstoß. 1823 soll in der englischen Kleinstadt Rugby der Schüler William Webb Ellis wegen der drohenden Niederlage seiner Fussballmannschaft den Ball in die Hand genommen und in das gegnerische Tor getragen haben. Zweifel sind angebracht, da es zu dieser Zeit Fussball, wie wir ihn heute kennen, noch nicht gab. Nichtsdestotrotz ist die Weltmeister-Trophäe nach eben jenem William Webb Ellis benannt.

Ab 1871 gab es dann ein einheitliches Regelwerk, in dem etwa festgelegt war, dass Rugby ein reiner Amateursport sei und jede Geldzahlung an einen Spieler zum Ausschluss aus dem Verband führe. Kein Problem für die jungen Männer des Südens, die fast alle aus wohlhabenden Familien stammten. Im ärmeren, proletarischer geprägten Norden hingegen entschied man sich für Zahlungen an die Spieler.

22 Vereine gründeten deshalb 1895 einen eigenen Verband, der schnell Profibedingungen und ein eigenes Regelwerk installierte. Die Spielerzahl wurde von 15 Spielern (Rugby Union) auf 13 Spieler (Rugby League) reduziert. Das Spiel ist dadurch von grösserer Dynamik nach vorn geprägt, da gegen Angriffe weniger wirkungsvoll verteidigt werden kann.

Noch grösser ist der Vorteil in der Angriffsbewegung beim sogenannten 7er-Rugby (sieben Spieler), das ebenfalls vor über 100 Jahren von einem Schotten entwickelt wurde. Diese Variante bildet ab 2016 in Rio de Janeiro wieder eine olympische Disziplin.

Ist die WM wichtig? Ja, sie ist das drittgrösste Sportereignis der Welt – und es werden fünf Millionen Pints zusätzlich ausgeschenkt

Noch bis Ende des vergangenen Jahrhunderts schien die Rugby-Union eine Privatangelegenheit von Briten, Iren, Franzosen, Südafrikanern sowie Südsee-Insulanern zu sein. Doch unterdessen hat sich der Rugby-World-Cup zum drittgrössten Sportereignis der Welt entwickelt; nach den Olympischen Spielen und der Fussball-Weltmeisterschaft – und noch vor der Fussball-Europameisterschaft.

Für das Turnier, das zwischen dem 18. September und dem 31. Oktober in 13 Stadien in England und Wales ausgetragen wird, sind bereits 2,25 Millionen Tickets (95 Prozent des Gesamtkontingents) verkauft worden. 103 TV-Sender übertragen die WM in 209 Länder und fast 800 Millionen Haushalte. Damit sind schon jetzt die Rekordzahlen des Rugby World Cups 2007 in Frankreich pulverisiert.

Ungefähr 500 000 ausländische Gäste werden – nach Schätzungen der lokalen Wirtschaft – allein in London 300 Millionen Euro ausgeben. Die British Beer and Pub Association rechnet mit einem Extra-Ausstoss von fünf Millionen Pints. Was nicht weniger als 2,84 Millionen Liter Bier entspricht.

Schaut sich das jemand live an? Und wie: 82 000 Zuschauer passen ins «Home of Rugby»

Eröffnet und beendet wird der Rugby World Cup in Twickenham. Am südwestlichen Rand von London steht seit 1909 Englands nach seinem Standort benannte Rugby-Nationalstadion. Mit Platz für 82 000 Zuschauer ist das «Twickers» nach Wembley die zweitgrösste Arena des Landes und hat für die englische Rugby-Szene ähnliche Bedeutung wie der legendäre Eden-Park in Auckland für die All Blacks aus Neuseeland.

Wird es spannend? Aber klar, selbst der dritte Platz in der Gruppe ist umkämpft

Das Turnier startet mit einer Gruppenphase, in der je fünf Teams in vier Pools um die ersten beiden Plätze und die damit verbundene Viertelfinal-Qualifikation spielen. Die dritten Gruppenplätze werden allerdings ebenso hart umkämpft sein, da sie die Qualifikation für die nächste WM 2019 in Japan garantieren.

Als Todesgruppe gilt Pool A, in dem sich mit Australien, Wales und England gleich drei absolute Top-Teams befinden. Eins dieser Schwergewichte wird noch vor den Playoffs die Heimreise antreten.

Gewinnt am Ende nicht immer Neuseeland? Doch, irgendwie schon

Topfavorit auf den Titel ist – wie eigentlich vor jeder Weltmeisterschaft – das Team aus Neuseeland. Die All Blacks sind nicht nur Titelverteidiger und Führende der aktuellen Weltrangliste, sondern haben nach Meinung aller Experten die mit Abstand grösste Anzahl an Ausnahmekönigern in ihrem Team. Die Mannschaft hat lediglich zwei ihrer 47 Länderspiele seit dem Titelgewinn 2011 verloren.

Als grösster Gegner der All Blacks gelten, neben den eigenen Nerven, die Franzosen. Sie eliminierten den haushohen Favoriten in zwei der vergangenen vier Weltmeisterschaften und waren auch im Final von 2011 das bessere, aber unterlegene Team.

Von den Mannschaften der nördlichen Hemisphäre werden neben Frankreich England und Irland die besten Chancen auf den Titel eingeräumt. Die Gastgeber haben ihre Mannschaft, in der es seit dem Karriere-Ende von Superstar Jonny Wilkinson an herausragenden Persönlichkeiten mangelt, einer wochenlangen beinharten Vorbereitung unterzogen. Der Teamgeist sei, so Kapitän Chris Robshaw, «so gut wie schon seit Jahren nicht mehr».

In Irland hat der neuseeländische Coach Joe Schmidt ebenfalls eine verlässlich funktionierende Mannschaft geformt. Das Team um Jonathan Sexton, einen der besten Spielmacher der Welt, hat die vergangenen beiden Six-Nations-Turniere (eine Art Rugby-Union-Europameisterschaft) gewonnen. Dagegen spricht, dass die Boys von der Grünen Insel noch nie in der Geschichte des Rugby World Cups das Halbfinale erreichen konnten.

Gibt es auch Aussenseiter und Exoten, wie bei einer Fussball-WM? Absolut

Als interessanteste Farbtupfer einer jeden Rugby-Union-Weltmeisterschaft gelten die Teams aus der Südsee: Tonga, Fidschi und Samoa. Hier hat Rugby fast schon religiösen Charakter und die Spieler geben keinen Zentimeter preis, ohne ihren Gegnern richtig wehzutun.

Daneben ist es vor allem Japan, dem viele eine Überraschung zutrauen. Nicht umsonst findet die nächste Weltmeisterschaft 2019 dort statt. Die Mischung aus talentierten Japanern und erfahrenen Expats stellt für die arrivierten Rugby-Nationen eine zunehmende Gefahr dar.

Und wer sind die Messis und Ronaldos des Rugbys? Sagen wir Ihnen gerne

Dan Carter (Neuseeland) – ist der Posterboy des Union-Rugby schlechthin. Er gilt als beste Nummer 10 (Spielmacher) aller Zeiten. Niemand hat in der Geschichte des



Union-Rugby mehr Punkte erzielt als der 33-Jährige. Der Rugby World Cup in England ist Carters vierte Weltmeisterschaft. Nachdem er

bei der Heim-WM vor vier Jahren vor dem Viertelfinale wegen eines Adduktorenrisse für den Rest des Turniers ausfiel, soll England 2015 nun den Höhepunkt seiner Karriere darstellen.



Israel Folau (Australien) – der 26-Jährige hat als einer der wenigen Spieler Erfahrung sowohl in Union-Rugby als auch in League-Rugby und dem in

Down Under ebenso populären Australian Rules Football. Der 103 Kilogramm schwere Folau hat einen explosiven Antritt und reisst die Zuschauer in Australien bei seinen Sturmläufen regelmässig aus ihren Sitzen. Sollten die Wallabies die Todesgruppe überleben, wird Folau entscheidenden Anteil daran haben.



Jonathan Sexton (Irland) – der 30-jährige Ire gilt neben Dan Carter als bester Spielmacher der Weltmeisterschaft und hatte entscheidenden Anteil an den beiden Six-Nations-Siegen der Iren in den Jahren 2014 und 2015.

den Anteil an den beiden Six-Nations-Siegen der Iren in den Jahren 2014 und 2015.



David Pocock (Australien) – der in Simbabwe aufgewachsene Pocock wurde nach seiner brillanten Performance gegen Südafrika im Viertelfinale der

vergangenen WM in Neuseeland schon als nächster Superstar des Union-Rugby gefeiert. Mit 27 Jahren ist er im besten Rugby-Alter und könnte vier Jahre nach seinem blitzartigen Aufstieg in England endlich seinen vielen Vorschusslorbeeren gerecht werden.

Und wann genau gehts los? Am Freitag um 19 Uhr mit einem speziellen Anpfiff

Das Zeichen für den Kickoff wird am Freitag aus einer 110 Jahre alten Pfeife gegeben werden, in die der walisische Referee Gil Evans erstmals 1905 blies. Als einer der Favoriten, die das Finale in Twickenham pfeifen dürfen, gilt Nigel Owens. Der Waliser hat sich kürzlich zu seiner Homosexualität bekannt und damit in der Rugbywelt für Furore gesorgt.

tageswoche.ch/+xolwr

×

Vorhang, Bühne, Schauspieler – bei «Situation Rooms» von Rimini Protokoll gibts das nicht. Dafür wird der Zuschauer zur Spielfigur und erlebt nach, was andere wirklich erlebten.

Mitten drin im Drama um Waffengeschäft und Waffengewalt

Drohnen-Lenker, Kriegsopfer, Meisterschütze: «Situation Rooms» konfrontiert Besucher mit realen Geschichten. FOTO: JÖRG BAUMANN



Bei Rimini Protokoll wird der Zuschauer zum Stadtpaziergänger – geführt zum Beispiel von einer sinnsuchenden Computerstimme wie bei «Remote (Basel)» oder ferngesteuert von Mitarbeitern eines indischen Call-Centers wie bei «Call Cutta».

Die Dokumentartheater-Macher aus Berlin erklären eine Hauptversammlung der Daimler AG zum Theaterprojekt über den Kapitalismus oder führen durch ein «begehbare Stasi-Hörspiel» («10 Aktenkilometer Dresden»). Und sie lassen die Theatergänger als Player in ein Multiplayer-Videostück über Rüstungsgeschäft und Waffengewalt eintauchen, wie beim Projekt «Situation Rooms», das bald als Programmpunkt der Kaserne Basel in der Dreispitzhalle zu erleben ist. Die Produktion fordert je 20 Besucher pro Vorstellung auf, Situationen von Menschen nachzuerleben, die ganz verschieden vom globalen Waffengeschäft und von Waffengewalt geprägt sind.

«Uns interessiert, was auf den Hinterbühnen der Welt abläuft.»

Theatermacher Daniel Wetzel

Rimini Protokoll lässt das traditionelle Theater mit Zuschauerraum, Vorhang und Schauspielern auf der Bühne hinter sich. «Wir wollen die Welt nicht auf der Bühne nachspielen, uns interessiert, was auf den Hinterbühnen der Welt abläuft», sagt Daniel Wetzel. Der deutsche Theatermacher ist einer der drei Köpfe von Rimini Protokoll; zusammen mit seiner deutschen Kollegin Helgard Haug und dem Schweizer Stefan Kaegi, der diesen Sommer mit dem Schweizer Grand Prix Theater bedacht wurde.

Radikalisierte Stadtrundgänge

Das Bundesamt für Kultur ehrte mit dem wichtigsten Schweizer Theaterpreis für den Schweizer Vertreter indirekt ein Kollektiv, das Pionierarbeit im Dokumentartheater oder der Reality Performance geleistet hat. Seit 2000 arbeitet das Trio zusammen, das sich während des Studiums am Institut für Angewandte Theaterwissenschaft in Giessen – der berühmten Ausbildungs-Hochburg des postdramatischen Theaters – kennengelernt hat. Und noch immer darf sich Rimini Protokoll zu Recht als ausgesprochen intelligenter und aufregender Vorreiter der wachsenden Dokumentartheater-Szene feiern lassen.

«Situation Rooms» lehnt sich im Titel an den berühmten Schnappschuss vom Mai 2011 an, der die gespannten Gesichter von 13 Vertretern der US-amerikanischen Führungsspitze zeigte, als diese aus sicherer Entfernung den Tötungseinsatz gegen Osama Bin Laden verfolgten. Denselben «Situation Room» trifft man – natürlich ohne die Originalprotagonisten – im Multi-

player-Videostück an. Dabei geht es allerdings nicht um den Kampf der USA gegen den einst meistgesuchten Terroristen.

«Inhalt und Form des Abends standen bereits fest, bevor wir ihm den Titel gaben», sagt Wetzel. «Wir wollten das Format der Stadtführungen radikalieren, indem wir die Besucher gleich durch die ganze Welt führen.» Nicht durch irgendeine Welt, schon gar nicht durch die heile, sondern durch die bewaffnete Welt, wo so viel Schmerz und Elend zusammenkommen, wo der Profit der einen so viele Opfer fordert, wo Kinder zu mordenden Soldaten werden und Helfer am Elend verzweifeln.

Nachgestellte Umgebung

Das Rimini-Kollektiv hat für «Situation Rooms» beachtliche Recherche-Arbeit geleistet, hat unter anderem einen Schweizer Waffenproduzenten aufgetrieben, einen indischen Drohnen-Lenker, einen pakistanischen Menschenrechtsanwalt, einen Berliner Meisterschützen und Kriegsoffer, die alle aus ihrem Leben erzählen.

Mit iPad und Kopfhörern bewaffnet, werden die Besucher nun mit den Geschichten dieser Protagonisten konfrontiert. Und nicht nur das. Sie werden dazu angehalten, die Momentaufnahmen dieser Figuren quasi nachzuleben, konkret die filmisch von Chris Kondek festgehaltenen Videosequenzen nachzustellen. Um dann in regelmässigen Abständen in andere Rollen zu schlüpfen – vom Waffenproduzenten zum Friedensaktivisten, vom Kriegsarzt zum Kriegsoffer.

Das klingt nach Augmented oder Virtual Reality. Das ist es aber nur zum Teil. Denn hier beweist Rimini Protokoll einmal mehr seine Fähigkeit, mit speziellen Konstellationen immer wieder neu zu überraschen. So hat der Schweizer Bühnenbildner und Raumgestalter Dominic Huber realistisch wirkende Nachbauten von 20 Originalszenerien geschaffen, durch die sich die Besucher mit dem iPad in der Hand hindurch bewegen. Die Umgebung aus dem Video überlappt sich also mit der physischen Umgebung.

Es ist dies die erste Zusammenarbeit von Rimini Protokoll mit dem Meister der realen Nachbauten. Eigentlich erstaunlich. «Dominic Huber steht mit seinen Arbeiten in eindeutiger Verwandtschaft zu uns», sagt Wetzel. Tatsächlich hat sich auch Müller inzwischen einen Namen als versierter Nachbildner realer Welten gemacht.

Die Produktion wurde im Sommer 2013 im Rahmen der Ruhrtriennale in Bochum uraufgeführt, von der Kritik als «hybrides Meisterwerk» gefeiert und seither in vielen europäischen Städten mit grossem Erfolg nachgespielt.

• tageswoche.ch/+50mf7

Die TagesWoche bietet ihren Leserinnen und Lesern am Donnerstag, 24. September, um 17 Uhr eine Exklusiv-Vorstellung an. Wir verlosen 9 × 2 Gratis-Tickets. Interessierte melden sich mit Angabe von Name, Post- und E-Mail-Adresse bei: community@tageswoche.ch

Zirkus Nock



Sägespäne, die die Welt bedeuten

Ab dem 25. September schlägt der älteste Zirkus der Schweiz seine Zelte auf der Rosentalanlage auf. Ein internationales Ensemble aus Artisten, Jongleuren, Zaubern und Clowns führt durch das Programm «Magic World» und bietet den Gästen eine fantastische Reise in die faszinierende Welt des Zirkus.

Ab 25. September 2015, genauere Infos zu den Aufführungszeiten unter:
• www.nock.ch

Uni-Nacht

Die Universität macht Party

Die Universität Basel stellt sich vor: Eine Nacht lang empfangen die Unibibliothek, das Kollegienhaus und die verschiedenen Fakultäten Besucherinnen und Besucher und sorgen für beste Unterhaltung. Ob ein Crashkurs in Arabisch, nächtliche Vorlesungen, eine Tanzeinlage der Tanzgruppen vom Unisport oder das Kinderlabor: Es ist für alle etwas dabei.

18. September, ab 18 Uhr, diverse Orte.
• unibas.ch/uninacht

Der Musiker, Komponist und Dirigent spricht über seine Bewunderung für Universalgelehrte – und darüber, was er mit dem Preisgeld des Grand Prix Musik machen will.

«Wir sind uns unserer Verblödung nicht bewusst»

von Marc Krebs

Heinz Holliger sieht man die Flugmeilen nicht an, die er im respektablen Alter von 76 Jahren zurücklegt. Eben noch war er in Japan auf Tournee und erfuhr dort, dass er mit dem eidgenössischen Grand Prix Musik ausgezeichnet wird. Jetzt steht er im Festsaal des Basler Volkshauses, wo er das Kammerorchester Basel zu Höchstleistungen anspornt. Gemeinsam studieren sie ein Konzertprogramm ein, das nebst Holligers Komposition «Meta arca» auch die Sinfonie Nr. 3 a-Moll op. 56 von Felix Mendelssohn-Bartholdy enthält. 45 Minuten lang konnte man Holliger bei der Arbeit zuschauen.

«Kostprobe» heisst der Anlass, eine originelle Reihe im Volkshaus, bei der man für 30 Franken Eintritt dem Orchester und Dirigenten über die Schulter schauen kann, ehe man zu einem Stehlunch bei Suppe und Sandwich übergeht. Ein Mittagskonzert der aufschlussreicheren Art. Keine Frage, dass wir diese Gelegenheit nutzen wollten, um mit dem frisch preisgekrönten Mann ein Gespräch zu führen.

Herr Holliger, wie gefällt Ihnen dieses Konzept, vor Publikum zu proben?

Mir gefällt das sehr gut. So kann das Publikum in die Musik hineinhören und sich darauf achten, worauf es ankommt.

Verhalten Sie sich als Dirigent versöhnlicher mit dem Ensemble, wenn Besucher an den Proben sind?

Nein, sicher nicht. Ich sage immer, was ich denke! Aber man soll als Dirigent ja sowieso niemanden desillusionieren, auch wenn etwas nicht klappt.

An der Verleihung des Schweizer Musikpreises 2015 waren Sie in Basel präsent, allerdings nur auf einer Leinwand: Sie gehörten zu den 15 Nominierten und wurden aus Japan ins Münster projiziert. Wussten Sie da schon, dass Sie gewinnen würden?

Nein, aber ich wunderte mich schon ein bisschen, als sie in Japan für mich ein kleines Übertragungsstudio aufbauen wollten.

Sie haben bereits 15 Preise erhalten, darunter den Ernst-von-Siemens-Preis,

für viele der Musik-Nobelpreis. Was bedeutet Ihnen da der Preis der Eidgenossenschaft? Kommt diese Ehrung im Heimatland zu spät?

Nein, der Zeitpunkt spielt für mich keine Rolle. Ich bin von der Schweiz nie gehindert worden an meiner Entwicklung, wofür ich dankbar bin. Ich konnte immer machen, was ich wollte, nicht wie andere, in kommunistischen oder totalitären Staaten. Doch würde ich mir wünschen, dass hinter der Auszeichnung auch eine geistige Idee steht. Dass unsere Regierung wirklich bestrebt ist, die Musik zu fördern. Denn sonst geht die Menschheit vor die Hunde. Durch die ständige Berieselung verliert die Musik ihren Sprach- und Zeichencharakter. Früher haben alle gesungen, auch bei der Arbeit... heute ist da bei uns einfach nichts mehr.

«Musik ist nicht mehr Ausdruck der menschlichen Seele.»

Was stimmt Sie so pessimistisch?

Dass die Musik nicht mehr Ausdruck der menschlichen Seele ist. Alle haben ihre Ohren mit Kopfhörern zugekleistert...

... aber über Kopfhörer kann ja auch gute Musik zu hören sein!

Unter Umständen, ja. Aber man kann so auch zum Autisten werden. In der Natur gibt es so wunderbare Klänge und Musik: vom Wind bis zu den Vogelstimmen. Aber immer weniger Leute nehmen diese auch wahr. Früher konnte eine Mutter Hunderte Kinderlieder singen, wodurch das Kind an Sprachhaftigkeit und Emotionalität gewann. Heute kennen Eltern vielleicht noch zwei Lieder. Wir merken gar nicht, was da verloren geht! Wir sind uns dieser Verblödung gar nicht bewusst, das ist ja das Verrückte am Ganzen. Die Berieselung durch den Fernseher lenkt uns von dieser Erkenntnis ab! Wir orientieren uns nur noch über die Augen, die Ohren haben aber keine Lider, die man schliessen kann, also

hören wir weg, weil so viel Lärm in uns eindringt. Das ist eine ganz gefährliche Entwicklung. Ich hoffe da sehr auf die junge kritische Generation, die nicht mehr alles mitmacht und unsere Rettung sein wird.

Sehen Sie denn positive Anzeichen für diese «Rettung»?

Ja, durchaus. Ich treffe auf sehr viele kritisch denkende, kritisch eingestellte Studenten. Allerdings führt der Wettbewerbsdruck dazu, dass sie sich in ein Schema einfügen müssen. Da hat der Musiker einen Vorteil, er ist nicht so abhängig wie jemand, der in der Industrie tätig ist.

Sie rufen also dazu auf, schräg zu bleiben, anders zu sein?

Kritisch zu bleiben! Unsere sogenannte Bauernpartei besteht aus Pseudo-Landwirten, die in Verwaltungsposten tätig sind. Allein das sollte uns hellhörig machen! Wir gehören zu den wenigen Ländern, in denen mit Sommaruga und Berset zwei Berufsmusiker in der Regierung sitzen, was ein Privileg ist und vielleicht auch unseren Parlamentariern etwas bewusster werden sollte.

Wie meinen Sie das?

Es scheint viel mehr Verständnis für Jugend+Sport zu geben als für Jugend+Musik. Dabei wäre das doch ebenso wichtig! Es harzt hierzulande unglaublich, was Musikförderung angeht, vielleicht, weil die wenigsten Politiker Universalmenschen sind, sondern Vertreter von irgendwelchen Lobbys.

Fühlen Sie sich selber als Universal-mensch?

Ja, sicher. Ich konnte neben der Matur auch meinen Konservatoriumsabschluss machen, zu einer Zeit, als so etwas nicht selbstverständlich war. Ich fühle mich privilegiert, bin neugierig und wissbegierig.

Im positiven Sinn auch verrückt, haben Sie doch als Jugendlicher schon so viel gemacht und erreicht.

Ja, aber das gehörte doch alles zusammen! Die Musik zur Mathematik, zur Malerei, Philosophie, Poesie zur Astronomie – all diese Instrumente bilden eine Einheit.



Heinz Holliger: «Für mich ist Musik etwas Heiliges, was man nicht verhunzen darf.»

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Das Schubladendenken der heutigen Zeit, dieser Wahn zur Spezialisierung, ist eine Degenerierung. Ich war immer Bewunderer des «Homo universalis». Johann Sebastian Bach beschäftigte sich auch mit Rhetorik und musste noch Latein unterrichten – daneben war er Geiger, Cembalist, Organist und der grösste Komponist, den es je gegeben hat.

Diese Spezialisierung wird von unserem Schulsystem jedoch eher forciert...

... was ich sehr bedaure! Die grössten Mathematiker waren unangepasste Typen, die sich auch mit Metaphysik befassten oder religiösen Fragen. Unser System und der Konkurrenzdruck machen diese Symbiosen, diese Offenheit zu leichtfertig kaputt.

Sie könnten ja jetzt mit gutem Beispiel vorangehen und das Preisgeld, immerhin 100 000 Franken, in die Jugendförderung stecken.

Ich gebe das Geld ganz sicher weg. Bei all den Preisen, die ich in meinem Leben gewonnen habe, habe ich das Geld nie für mich behalten.

Bewundernswert.

Aber das ist doch selbstverständlich!
Sagen Sie!

Auf jeden Fall werde ich dieses Preisgeld weiterschenken.

An wen oder was?

Da habe ich viele Ideen, aber noch keinen Entscheid gefällt. Es wäre zum Beispiel gar nicht abwegig, das Geld den Médecins sans frontières zu spenden. Unglaublich mutige Leute, die nur halbe Anerkennung erhalten, aber für mich zu den versteckten Helden unserer Zeit gehören.

Ebenfalls bewundernswert ist Ihre Vitalität: Eben in Japan, nun in Basel, stehen Sie demnächst in Bukarest und Besançon auf der Bühne. Halten Sie diese Erfahrungen am Leben?

Ja, klar. Wenn die Neugierde weg ist, ist man tot. So wie ein Kind ständig etwas erfahren und herausfinden möchte, so geht es mir selber auch. Die Welt der Musik ist nie ganz zu enträtseln, man kommt nie an ein Ende!

Sind Sie mit Ihrer Neugierde auch schon an Grenzen gestossen?

Sobald Musik epigonal wird, sobald sie kopiert wird, fehlt auch die Kreativität, langweilt sie mich. Allergisch und kritisch stehe ich auch modischen Entwicklungen gegenüber. Für mich ist Musik etwas Heiliges, was man nicht verhunzen darf.

Wie reagierten Sie denn auf die Rockmusik, als diese aufkam?

Meine Tochter brachte ziemlich viele Platten nach Hause. Ich erinnere mich etwa an Manfred Mann's Earth Band und wunderte mich, wo die überall ihre Ideen stahlen! Aber mir gefiel durchaus, was sie machten. Heute habe ich keinen Bezug mehr dazu, weil eine Normisierung stattfand. Zudem klingt für mich vieles sehr faschistisch, auch wenn die Rockmusik zur linken Bewegung gehörte. Das Machtpowerplay mit der Elektronik missfällt mir. Und dann sind da die Sänger, die sich an einem Mikrofon halten wie an einem Rettungsring – sowas finde ich dann doch relativ lächerlich.

Sie selber sind ja auch weltberühmter Oboist. Nun gibt die Oboe bei Orchestern im eigentlich Sinn den Ton an – was auch auf Sie als ganze Person zutrifft. Waren Sie immer schon so?

Ich glaube schon, ja. Ich habe mein Leben lang gesagt, was ich denke.

Unter anderem auch diesen schönen Satz mit den Gartenzwerge...

Alle grosse Kunst ist an der Grenze, es gibt nichts in der Mitte – ausser Gartenzwerge. Ja. Und so ist es doch auch!
tageswoche.ch/+uhizj ×

Basel und Region

18. bis 24. September

ANZEIGEN

DANIEL BRÜHL JESPER CHRISTENSEN

ICH UND KAMINSKI
Ein Film von WOLFGANG BECKER "Good Bye, Lenin!"
nach dem Roman von DANIEL KEHLMANN
AMIRA CASAR DENIS LAVANT JÖRDIS TRIEBEL UND GERALDINE CHAPLIN

FACK JU GÖHTE 2
14.00/17.15/20.30^D

MOVIE & DINE

PATHE KÜCHLIN | FR, 9. OKTOBER | FILM: 20.30 UHR (D)

ÖFFNUNG CINE DELUXE: 20.00 UHR

THE MARTIAN
RETTET MARK WATNEY
AM 8. OKTOBER IM KINO - 3D

TICKETS: CHF 89.- PRO PERSON

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges Flying Dinner, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

PATHE KÜCHLIN pathe.ch/basel

BASEL Steinvorstadt 36 **CAPITOL** kitag.com

- FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
14.00/17.15/20.30^D
- STRAIGHT OUTTA COMPTON** [14/12 J]
14.00/17.15/20.30^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch

- THE FAREWELL PARTY** [8/6 J]
FR/SA/MO-MI: 12.15^{Höbr/d/f}
- HOW TO CHANGE THE WORLD** [12/10 J]
12.30^{Ov/d}
- PURA VIDA - QUER DURCH ECUADOR** [16/14 J]
12.45^{Ov/d}
- YOUTH** [14/12 J]
18.00/20.30
FR-DI: 13.15/15.30-MI: 14.30^{E/d}
- ICH UND KAMINSKI** [12/10 J]
21.00-FR/SA/MO/MI: 14.00
FR-MO/MI: 16.15/18.30
DI: 15.00^D
- DIOR AND I** [6/4 J]
14.15-FR-DI: 18.15
SO: 11.00^{E/d/f}
- TAXI TEHERAN** [8/6 J]
14.30/18.30^{Ov/d/f}
- À LA VIE** [12/10 J]
15.00^{F/d}
- RIDER JACK** [12/10 J]
16.15^{Dialekt/e}
- THE SECOND MOTHER** [16/14 J]
16.15/20.15^{Port/d/f}
- LA TÊTE HAUTE** [14/12 J]
17.00-SO: 11.30^{F/d}
- EL BOTÓN DE NÁCAR** [16/14 J]
19.15-SA/DI: 13.15
SO: 11.30^{Sp/d}
- AMY** [10/8 J]
FR-DI: 20.15-MI: 20.45^{E/d}
- KNIGHT OF CUPS** [12/10 J]
21.00^{E/d}
- THE MAN WHO SAVED THE WORLD**
SO: 11.00^{E/d}
BEGRÜSSUNG: RR DR. GUY MORIN.
ANSCHLIESSEND GESPRÄCH MIT
DR. G. BAITSCH, DR. D. RIETIKER
- OOOPS! DIE ARCHE IST WEG ...** [0/0 J]
SO: 14.30^D

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch

- WILD WOMEN - GENTLE BEASTS** [6/4 J]
18.45-FR-DI: 15.00^{Ov/d/f}
- DIE DEMOKRATIE IST LOS!** [8/6 J]
15.15^{Dialekt/d/f}
- AMNESIA** [16/14 J]
20.45-FR-DI: 16.45-SO: 13.00^{E/d}
- UN MOMENT D'ÉGAREMENT** [14/12 J]
17.00^{F/d}
- GIOVANNI SEGANTINI - MAGIE DES LICHTS** [8/6 J]
19.00-SO: 11.15^D
- LA ISLA MINIMA** [16/14 J]
21.00^{Sp/d/f}
- MR. KAPLAN** [16/14 J]
SO: 11.00^{Sp/d}
- HÄRTE** [16/14 J]
SO: 13.15^D
- SIEBEN CHANCEN** [6 J]
MI: 14.00/16.00^D

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- DER FLUSS WAR EINST EIN MENSCH**
FR: 21.00^D

PATHE KÜCHLIN
Steinvorstadt 55 pathe.ch

- EVEREST - 3D** [12/10 J]
12.30/15.10/17.45/20.15
FR/SA: 22.50-SA/SO: 10.00^D
FR/SO/DI: 12.45/18.00
FR/SA: 23.00-SA/SO: 10.15
SA/MO/MI: 15.20/20.30^{E/d/f}

- EVEREST** [12/10 J]
FR/SO/DI: 15.20/20.30
SA/MO/MI: 12.45/18.00^D
- SOUTHPAW** [14/12 J]
FR/MO/DI: 12.45
FR-SO/DI/MI: 20.00
FR/SA: 22.40-SA/SO/MI: 15.10^D
- FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
13.00/14.00/15.30/16.30/18.00/19.00/20.30
FR/SA: 21.30/23.00
SA/SO: 10.30^D
- THE TRANSPORTER REFUELED** [12/10 J]
18.00-FR/SO/DI: 13.30
FR/SA: 22.30-SA/MO/MI: 15.50^D
- VACATION - WIR SIND DIE GRISWOLDS** [12/10 J]
13.30/18.00-FR/MO/DI: 15.30
SA/SO: 11.15^D
- STRAIGHT OUTTA COMPTON** [14/12 J]
FR-DI: 14.00-FR/SO/DI: 17.00
FR/SA: 23.00-SA/MO: 20.00
MI: 14.30^D FR/SO/DI: 20.00
SA/SO: 11.00-SA/MO: 17.00
MI: 17.30^{E/d/f}
- HITMAN: AGENT 47** [14/12 J]
15.50/20.15-FR/SA: 22.20^D
- RICKI - WIE FAMILIE SO IST** [8/6 J]
FR/SO/DI: 15.50
SA/MO/MI: 13.30/20.15^D
FR/SO/DI: 20.15^{E/d/f}
- DER CHOR - STIMMEN DES HERZENS** [10/8 J]
17.45-SA/SO: 10.50^{E/d/f}
- MISSION: IMPOSSIBLE - ROGUE NATION** [12/10 J]
SA/SO: 11.15^D
- MINIONS - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 11.20^D
- OOOPS! DIE ARCHE IST WEG ... - 3D** [0/0 J]
SA/SO/MI: 13.10^D
- MAZE RUNNER - DIE AUERWÄHLTEN IN DER BRANDWÜSTE - 3D**
MI: 20.30^D

PATHÉ PLAZA
Steinentorstr. 8 pathe.ch

- MISSION: IMPOSSIBLE - ROGUE NATION** [12/10 J]
FR/MO/DI: 14.30
FR/SO/DI: 20.00-FR/SA: 22.40
MO/MI: 17.15^D FR/DI: 17.15
SA/MO/MI: 20.00^{E/d/f}
- MINIONS - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 14.00/16.00/18.00
MI: 13.15/15.15^D

REX
Steinvorstadt 29 kitag.com

- EVEREST** [12/10 J]
14.15/17.00-FR-MO: 20.00
DI/MI: 21.00^{E/d/f}
- EVEREST - 3D** [12/10 J]
14.45/17.45-FR-MO: 21.00^{E/d/f}
- KITAG CINEMAS Opera Live: ROMEO AND JULIET** [4/4 J]
DI: 20.15^{ohne Dialog}
- Swisscom Ladies Night: THE INTERN**
MI: 20.00^{E/d/f}

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- STILL THE WATER - FUTATSUME NO MADDO** [16/16 J]
FR: 18.30^{Jap/d}
- LE VIEUX FUSIL** [16/14 J]
FR: 21.00^{F/d}
- LA VIE DE CHÂTEAU**
SA: 13.15^{F/e}
- LA GRANDE BOUFFE** [16/14 J]
SA: 15.15-MI: 21.00^{F/e}
- LE JUGE ET L'ASSASSIN**
SA: 17.45^{F/e}
- LA DOLCE VITA** [12/10 J]
SA: 20.15^{I/d/f}
- LA GRANDE BELLEZZA** [14/12 J]
SO: 12.45^{I/d/f}
- TRE FRATELLI** [12/10 J]
SO: 15.30^{I/e}

- LE CONSEGUENZE DELL'AMORE** [12/10 J]
SO: 18.00^{I/e}
- AMIGI MIEI** [16/14 J]
SO: 20.15^{I/d/f}
- LA VIE ET RIEN D'AUTRE** [12/10 J]
MO: 18.30^{F/d}
- COUP DE TORCHON** [16/14 J]
MO: 21.00^{F/d}
- IL DIVO** [15/12 J]
MI: 18.30^{I/d/f}

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 kitag.com

- RICKI AND THE FLASH** [8/6 J]
15.00/20.15^{E/d/f}
- ME AND EARL AND THE DYING GIRL** [12/10 J]
17.30^{E/d/f}

FRICK MONTI
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
FR-MO: 20.15-SA: 17.30
SO: 14.30^D
- MINIONS - 3D** [6/4 J]
SO: 12.30^D

LIESTAL ORIS
Kanonenengasse 15 oris-liestal.ch

- FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
FR-SO/MI: 18.00/20.30
SA/SO/MI: 13.30-MO: 20.15^D
- MINIONS - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 16.00^D
- MINIONS** [6/4 J]
MI: 16.00^D
- PURA VIDA - QUER DURCH ECUADOR** [16/14 J]
SO: 11.00^D
- Ballett - Royal Opera House: ROMEO & JULIA**
DI: 20.00^{Ov/d}

SPUTNIK
Poststr. 2 palazzo.ch

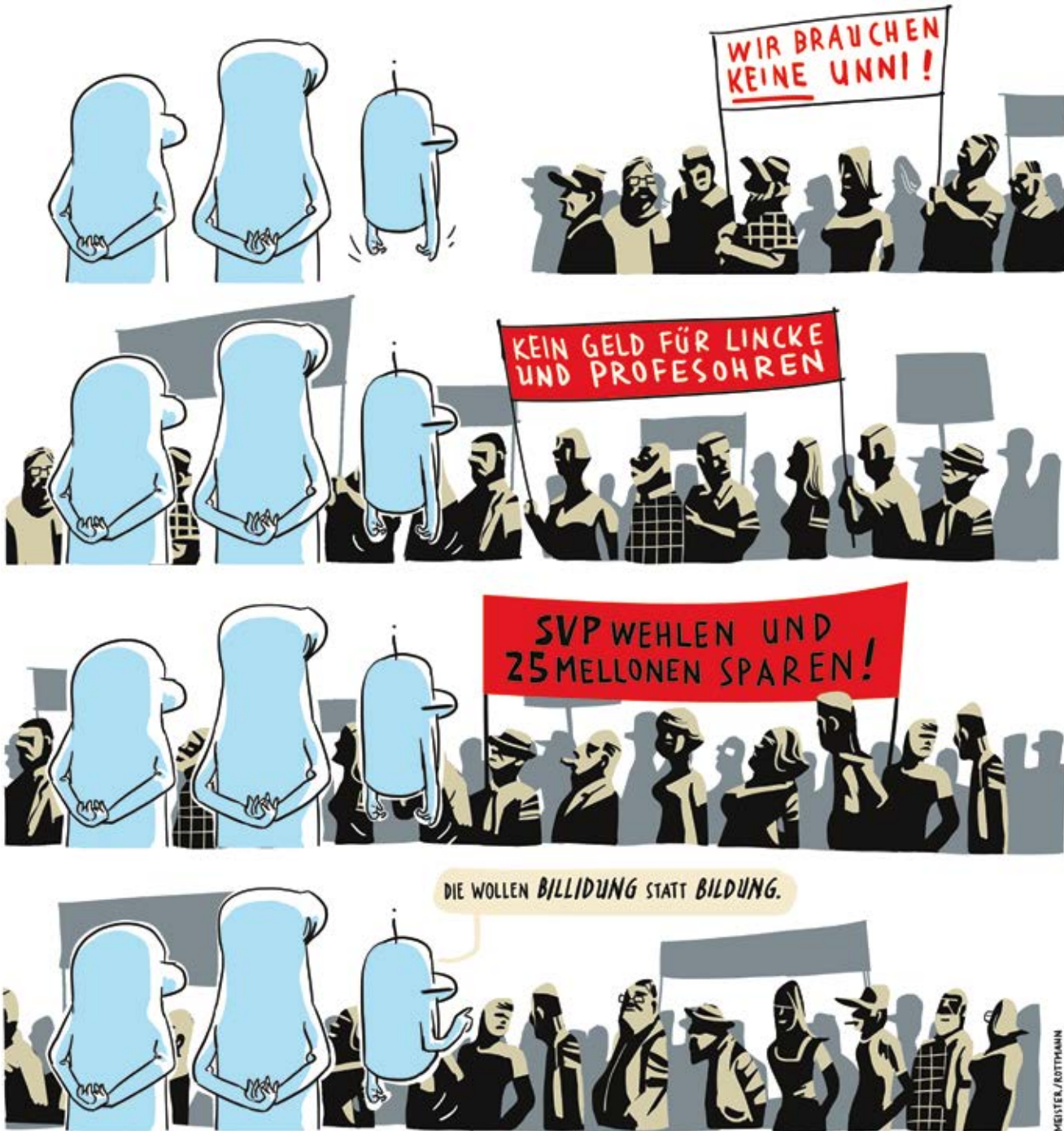
- YOUTH** [14/12 J]
FR-MO: 17.45^{E/d}
- ICH UND KAMINSKI** [12/10 J]
SO: 20.15^D
- GIOVANNI SEGANTINI - MAGIE DES LICHTS** [8/6 J]
SO: 11.00^D
- TAXI TEHERAN** [8/6 J]
SO: 13.30^{Ov/d}
- THE SECOND MOTHER** [16/14 J]
SO: 15.15^{Ov/d/f}
- AMNESIA** [16/14 J]
DI/MI: 18.00^{E/d/d}

SISSACH PALACE
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- WEGEN DACHANSIERUNG BLEIBT DAS KINO GESCHLOSSEN**



IN DIESER WOCHEN: AN DER BILDUNG SPAREN.



Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 38;
verbreitete Auflage:
36 750 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Andreas Schwald (ad interim)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Leiterin Redaktion),
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Antonia Brand (Praktikantin),
Tino Bruni (Produzent),

Yen Duong,
Naomi Gregoris,
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs,
Felix Michel,
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger

Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neue Medienbasel.ch

Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann
Werbemarkt
Cornelia Breij,
Hana Spada,
Tel. 061 561 61 50
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Bolland, Basel



Sein Gespür für Buchstaben war im wahrsten Sinn wegweisend: Typograf Adrian Frutiger (1928–2015).

FOTO: KEYSTONE

Kultwerk #198

Es muss nicht immer Helvetica sein: Der kürzlich verstorbene Typograf Adrian Frutiger entwarf die Schrift, die hier im Titel steht.

Die Frutiger ist brillant und unaufdringlich

von Naomi Gregoris

Schau mal, so tänzelt sie luftig übers Blatt, und so...» – zwei Mausklicks – «...steht sie selbstbewusst, aber etwas schwer in der Landschaft.» Ich schaute angestrengt auf den Bildschirm und schwieg ratlos. Meine Freundin atmete geräuschvoll aus. Wir sassen am Layout meiner Abschlussarbeit und sie, von Beruf Gestalterin, war entschlossen, mich in die wundervolle Welt der Flattersätze und Serifen (bei Schriftdilettanten als «Füsschen» bekannt) einzuführen. Die Arme. Für mich verhielt es sich mit Schriften nämlich wie mit Neugeborenen: sehen alle gleich aus.

«Ich weiss nicht, Schrift ist Schrift», murmelte ich. Meine Freundin schaute mich entgeistert an. «Schrift ist überhaupt nicht Schrift! Schrift verleiht einem Text Leben, sie macht einen wesentlichen Teil seines Charakters aus.» – «Wie du meinst», sagte ich und liess mich halbherzig auf einen Marathon an Diskussionen

ein, bei denen es im Endeffekt immer um die Frage ging: Wie soll sich mein Text anfühlen?

«Unaufdringlich, aber brillant, mit dem gewissen Etwas!», sagte ich schliesslich etwas ironisch und – zack – stand eine Schrift bereit: die Frutiger. In den 1950er-Jahren vom letzte Woche verstorbenen Schweizer Typografen Adrian Frutiger entworfen, stand sie stets etwas im Schatten der glorreichen Helvetica, die dieses Jahr 55 wird.

Kleine pfliffige Brüche

Dabei ist die Frutiger genau das Richtige für edgy Minimalisten: neutral und zurückhaltend, aber mit kleinen pfliffigen Brüchen, die eine harmonische Balance zwischen Perfektion und Störfaktor herstellen. (Ich klinge wie ein Schriftromantiker der ersten Stunde. Aber auch hier passt die Baby-Analogie: Die Faszination kommt mit der Auseinandersetzung.)

«Typografie bringt Ordnung in die Welt», sagte der niederländische Grafiker Wim Crowel einst und bringt damit meine Begeisterung für Frutiger auf den Punkt: Frutiger ist wertfrei, sie überlässt die Bedeutung dem Text, ist aber gleichzeitig einzigartig und aussagekräftig.

Das sieht seit rund zehn Jahren auch der Rest der Schweiz so, im wahrsten Sinne des Wortes: Die Frutiger ist seit 2003 die Schrift der Schweizer Verkehrsschilder. Auch im Logo der Uni Zürich ist sie vertreten, bei flickr und auf den Euro-Banknoten. Dass sie stets mit Helvetica mithalten konnte, die besonders in Amerika noch präsenter ist als McDonald's, ist eine beachtliche Leistung.

Am Ende entschied ich mich dann doch nicht für die Frutiger, sondern für Akzidenz Grotesk. Die Gründe dafür waren weder Serifen noch Balance: Der Name gefiel mir einfach zu gut. Schrift ist nicht Schrift. Aber Schriftdilettant bleibt Schriftdilettant.

tageswoche.ch/+n8l4j

×

Lamas, Karrenfelder, Vrenelis Gärtli:
Hoch über dem Glarner Linthal gibt es
für Gross und Klein genug zu tun.

In der Glarner Sackgasse

von Andreas Schneitter

Aus diesem Kessel führt kaum ein Weg raus, abgesehen vom Postauto, das die 1300 Höhenmeter hinauf auf den Klausenpass überwindet – und das auch nur viermal am Tag. Ansonsten muss man hier nach oben. Steil nach oben!

Linthal, die südwestliche Ecke des Kantons Glarus, ist eine Sackgasse, aber oben an seinen steilen Hängen lässt es sich ohne Weiteres für einige Tage stranden. Ganz besonders am Westhang, wo seit mehr als 100 Jahren eine Standseilbahn hinauf auf knapp 1300 Meter führt.

Dort liegt Braunwald, eines der acht komplett autofreien Dörfer der Schweiz. Und dort kann man auf der Terrasse des Lesecafés (mit Kulturprogramm) Bsinti, mit dem hauseigenen Bsinti-Kaffi (Whisky und Likör, vermutlich auch noch Kaffee) in der Hand, über den Kessel blicken und sich überlegen, was man die kommenden Tage hier anstellt. Denn die Sackgasse hat viel zu bieten.

Wer mit Familie kommt, kommt um das Märchenhotel Bellevue kaum herum. Dort gibts Lamas und Ziegen hinter dem Hag, eine Kletterwand und einen Tennisplatz

Ausschlafen

An Hotelzimmern mangelt es nicht in Braunwald. Noch besser bedient ist man mit einem der vielen an den Hang geklebten, schnuckligen Chalets mit umwerfender Sicht hinunter ins Tal.

Abseilen

Im Klettergarten von Braunwald, ein Einstiegskurs gibts da inklusive.

Alternativprogramm

Bei totalen Regentagen – ein Besuch im Besucherzentrum von «Linthal 2015», das gigantische Pumpspeicherkraftwerk, das der Stromkonzern Axpo in den letzten fünf Jahren in die Glarner Berge gebaut hat – inklusive der höchsten Staumauer Europas.

hinter dem Haus. Für die Grossen gibt es neben dem Restaurant eine reichlich bestückte Bar und zuoberst, unter dem Dach, Sauna und Dampfbad. Und zwar mit einer wandhohen Fensterfront vor den Liegestühlen, mit Blick nach Südosten, wo sich das prachttvolle Panorama entfaltet. Bifertenstock, Tödi, Clariden. Ein Traum – und einer der quasi in Griffweite liegt: aus dem Talkessel führen mehrere alpine Wanderwege nach oben bis beinahe unterhalb der Gipfel, SAC-Hütten sind auf dem Weg.

Bärentritt und Bergsee

Uns ist das Wetter zu unsicher. Deshalb entscheiden wir uns für die weniger hohen Routen auf der Westseite des Tals, von Braunwald an aufwärts. Dort geht es über pittoreske Karrenfelder, übereinander gestapelte, zerklüftete Gesteinsschichten, zuerst nach oben auf die grüne Hochebene Lauchboden und dann über den jäh hinabschiessenden Bärentritt, erneut ein klingvoller Name, wieder runter.

Oder man steigt von der Ebene steil nach oben auf die «Furggele», einen hoch gelegenen Sattelübergang. Dort wird es dann wirklich spektakulär: Links ragt der Hang des pyramidenförmigen Ortstocks, des Braunwalder Hausbergs, empor, geradeaus liegt ein Bergsee, und von dort gehts via Glattalp hinunter ins Muotathal.

Das ist nichts für einen Familientag. Als Alternative bietet sich aber der knapp zweistündige Weg zum Oberblegisee an. Von erhabener Schönheit ist dieser tiefblaue Bergsee am Fuss der mächtigen Krone von Vrenelis Gärtli. Gerade an witrigen Tagen lohnt sich der Gang zur einsamen Alp und zum See unbedingt, weil dann die mystische Stimmung besonders schön zu erleben ist. Wer Zeit hat: am Abend davor noch Tim Krohns «Quatemberkinder» lesen, die auf Dialektroman-Länge ausgewalzte Fassung der Vreneli-Sage. Findet sich im Shop des Bintis-Café oder, wenn man Glück hat, in einer der vielen «offenen Bibliotheken» an den Wegrändern von Braunwald.
tageswoche.ch/+8i90c



Tiefblau: Der Oberblegisee.

FOTOS: ANDREAS SCHNEITTER



Hier oben lag der Sage nach Vrenelis Gärtli.



Durchzug von Struves Mannen: Holzschnitt nach einer Zeichnung von M. Elliot.

Zeitmaschine

Am 21. September 1848 rief Gustav Struve in Lörrach die deutsche Republik aus. Schon drei Tage später war sie Geschichte.

Vorwärts, Revoluzzer!

von Martin Stohler

Gustav Struve (1805 bis 1870) war seinerzeit einer der bekanntesten Köpfe der badischen Republikaner. In den Jahren vor 1848 hatte sich der Jurist aus Mannheim als gewiefter Journalist in Szene zu setzen gewusst und mit dem Zensor Katz und Maus gespielt.

Struve kämpfte nicht nur mit der Feder für die freie Republik. Als im April 1848 republikanische Freischärler unter Führung von Friedrich Hecker im Südwesten Deutschlands einen Stützpunkt der Revolution zu schaffen versuchten, war Struve mit dabei. Nach dem Scheitern der April-

Aktion gelang es Struve, sich auf die Schweizer Seite des Rheins abzusetzen. Hier machte er sich daran, die versprengten Kräfte neu zu organisieren. Eigentlich hätte Struve gerne das Ende der Traubenernte abgewartet. Als aber am 18. September 1848 in Frankfurt Strassenkämpfe aufflamnten, mochten die badischen Republikaner nicht mehr länger zuwarten.

Rede aus dem Rathausfenster

Am Nachmittag des 21. September marschierte Struve mit einem Dutzend Gefährten unbewaffnet von Basel nach Lörrach. Dort war inzwischen die mit den Republikanern sympathisierende Bürgerwehr unter Waffen getreten. Sobald Struve und seine Freunde in

Lörrach eingetroffen waren, besetzten sie das Rathaus. Aus einem Fenster desselben hielt Struve eine Rede an das Volk, in der er alle aufforderte, mit Mut und Ausdauer für die deutsche Republik zu kämpfen.

Danach beschlagnahmte die provisorische Regierung sämtliche öffentlichen Kassen und druckte die ersten Erlasse. Unter anderem wurden die badischen Bürgermeister angewiesen, die «sofortige Stellung der waffenfähigen Mannschaft und den Abmarsch derselben nach dem Hauptort des Bezirks zu betreiben», wo sie sich den Revolutionstruppen anzuschliessen hatten. Mit den beschlagnahmten Geldern wurden Waffen und Munition gekauft.

Am 23. September, einem Samstag, marschierte der Hauptharst der Republikaner über Kandern und Schliengen nach Müllheim. Am nächsten Tag brachen sie von dort Richtung Freiburg auf. Sie sollten allerdings nur bis Staufen kommen. Dort erlitten sie gleichentags in einem Gefecht mit regulären Truppen eine Niederlage, die zugleich das Ende der von Struve ausgerufenen Republik bedeutete.

Struve und seine Gemahlin Amalie, die ihn begleitet hatte, konnten zwar aus Staufen fliehen, wurden aber bald aufgegriffen und eingekerkert. Amalie Struve wurde im April 1849 aus der Haft entlassen, Gustav Struve im Mai 1849 aus dem Kerker befreit. tageswoche.ch/+9anb0 x

Am Montag, 21. September, findet im Rahmen des Tages der Demokratie 2015 in Lörrach eine Reihe von Veranstaltungen zur Erinnerung an die Geschehnisse von 1848 statt. Mehr dazu unter:
• www.loerrach.de

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

3ER-HOCHBETT VOM SCHREINER

Dieses Hochbett finden Sie nirgends! Es wurde 2007 vom Schreiner geplant und gebaut. Das Bett wurde aus massivem Birke-Sperrholz, die Sprossen aus Eschenholz gefertigt. Es sieht sehr schön aus, ist praktisch und kindersicher. Für jede Person hat es einen grossen zweiteiligen Stauraum. Masse: 273 x 200 x 150 (Unterkante), x 195 (Oberkante). Ob mit und/oder Rost/Matratze entscheidet der Käufer. Ob demontiert oder zum Selber-Demontieren entscheidet der Käufer. Preis: Fr. 850.–

WIR SUCHEN EIN HAUS

Zwei junge Familien suchen ein Mehrfamilienhaus in Basel-Stadt oder am Stadtrand. Idealerweise mit Garten und mindestens zwei bis vier Wohnungen mit jeweils 4 Zimmern. Wir sind zwischen 30- und 35-jährig und tätig als Architektin, Komponist, Bildende Künstlerin und Wissenschaftlicher Illustrator. Wir möchten uns eine gemeinschaftlichere Form des Zusammenwohnens ermöglichen.

ANTIQUARISCHE ELEKTRONIK- ZEITSCHRIFTEN SUCHEN NEUEN PLATZ

Hätte jemand möglicherweise Interesse an: «Funkschau», «Funktechnik», «Radio-Magazin». Komplette Jahrgänge, gebunden 50er-/60er-Jahre abzuholen in Basel.

SCHWEIZER BLÜTENHONIG DIREKT VOM SIEGELIMKER

Bei meinem Schweizer Blütenhonig wird auf das Bienenwohl geachtet. Die Betriebsweise richtet sich nach den strengen Vorschriften für Goldsiegelimker. Der 2015er Blütenhonig im 500g Glas ist goldgelb und dickflüssig, kann aber mit der Zeit kristallisieren. Der Blütenhonig ist naturbelassen und kommt nach dem Schleudern direkt in die Honiggläser. Die reichen Aromen kommen von der Blüten-Flora rund um den Bienenstandort in Titterten, Baselland. Preise: 500-g-Glas, Fr. 14.50 zzgl. Versandkosten, 250-g-Glas, Fr. 9.50 zzgl. Versandkosten.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

COMMUNICATION COORDINATOR (100%) IN BASEL

Zur Ergänzung unseres Baselworld-Teams in Basel, welche jährlich mit 1500 Ausstellern aus über 40 Ländern durchgeführt wird und über 150000 Besucher aus der ganzen Welt anzieht, suchen wir ab sofort eine/n belastbare/n und teamorientierte/n Communication Coordinator (100%).

TÜRENFACHMANN IN BASEL

Wir sind ein inhabergeführtes Handelsunternehmen in Basel auf dem Dreispitz. Unsere Stärken liegen im Handel mit Massivholz, Holzwerkstoffen, Bodenbelägen sowie Innen- und Haustüren, und wir beliefern das regionale Gewerbe. Zur Weiterentwicklung des Bereiches Türen suchen wir einen motivierten Berufsmann, der gerne im Handel Verantwortung übernehmen möchte als Türenfachmann.

JUNIOR-PRODUKTMANAGER BABYNAHRUNG (M/W), 100 %, IN RIEHN (BEFRISTET AUF 12 MONATE)

Holle baby food GmbH ist ein erfolgreiches, schnell wachsendes und mittelständisches Babykost-Unternehmen mit Sitz in Riehen/Basel. Unter der Marke Holle vertreiben wir weltweit biologische Babynahrung im Bio-Markt und Bio-Fachhandel. Für eine Stellennachbesetzung innerhalb unseres Marketing-Teams suchen wir ab 1. November oder nach Vereinbarung einen Junior-Produktmanager Babynahrung (m/w), 100 %, (befristet auf 12 Monate).

JUNIOR-/SENIOR-PROJEKTLEITER OpaccERP IN MÜNCHENSTEIN

Als Business-Software-Hersteller und Dienstleister bieten wir IT-Gesamtlösungen für ERP, E-Commerce und Mobile Commerce an. Unsere Kunden sind anspruchsvolle mittelständische Unternehmen in der Schweiz. Zum weiteren Ausbau unseres Teams suchen wir für unsere Niederlassung in Münchenstein/Basel per 1. März 2016 Projektleiter OpaccERP.

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

TagesWoche 061 561 61 61

Post CHAG

ANZEIGE



WAS WIRKLICH ZÄHLT, MERKT MAN ERST, WENN ES NICHT MEHR DA IST.

Palmölproduzenten und Papierkonzerne roden jährlich tausende Quadratkilometer des indonesischen Regenwaldes. Dadurch verlieren die letzten 400 in freier Wildbahn lebenden Sumatra-Tiger ihren Lebensraum.

UNTERSTÜTZEN SIE UNS MIT EINER SMS SPENDE:

Bsp. CHF 20.-: «GP WALD 20» an 488 senden

CHF 1.- bis CHF 99.- möglich – Ihre Telefonnummer wird nicht weiter verwendet.

[greenpeace.ch/wald](https://www.greenpeace.ch/wald)

GREENPEACE